Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen des Jahres 1813 und 1814,

aus dem

Tagebuche eines Feldgeistlichen

in dem

Preußischen Heere.

Nebst

einer Beschreibung der Schlachten,

von welchen der Verfasser Augenzeuge war.

Berlin, 1814.

Bei Friedrich Maurer,

an der Spittelbrücke No. 17.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Abreise von Königsberg zur Armee. S. 1—54
Malerische Ufer des frischen Hafes. Alterthümer der heidnischen Preußen. Die Städte Heiligenbeil, Braunsberg, Frauenburg und Elbing. Ueber die katholischen Einwohner des Ermelandes. Von Kopernikus. Die Ruinen von Marienburg. Bemerkungen über die Niederung. Patriotismus in Preuß. Stargard. Die Kaschuben, ein vandalischer Volksstamm. Das Lazareth in Konitz. Reise über Landsberg und Frankfurth nach Berlin. Ueber Berlins Einwohner, Kunstwerke, Kanzelredner u. s. w.

Zweiter Abschnitt.
Ankunft zur Armee bis zum Schluß des Waffenstillstandes . . . — 55—93

Reise nach Dessau. Beschreibung des Wörlitzer Gartens. Der General v. Bülow zieht sich über die Elbe, um Berlin zu decken. Beschreibung von Potsdam. Aufenthalt in der Lausitz. Die Städte Cottbus, Guben, Züllichau u. a. Sachsens Geistliche. Leipzigs Philologen. Reise durch einen Theil Polens. Breslaus Universität. Schlesiens Gebirge. Die Kolonie Gnadenfrei u. s. w.

Dritter Abschnitt.
Erster Feldzug durch Böhmen nach Sachsen . . . . S. 94—143

Reise über das schlesisch-böhmische Gebirge. Die Vestungen Silberberg und Glaz. Sitten und Eigenthümlichkeiten des böhmischen Volks. Ankunft in Prag. Einzug des Königs von Preußen. Die drei Monarchen zu Prag. Zug nach Sachsen. Das Bombardement von Dresden. Die Schlacht bei Kulm. Beschreibung von Töplitz und dem Mittelgebirge.

Vierter Abschnitt.

Zweiter Feldzug durch Sachsen bis an den Rhein . . . . — 144—198

Die Schlacht bei Leipzig vom 14ten bis 19ten October. Siegeslied. Flucht des Feindes zum Rhein. Einzug des östreichischen Monarchen in Frankfurth am Main. Beschreibung des Hessenlandes. Die hessischen Geistlichen. Die Universitäten Marburg und Gießen. Die Ruinen von Ehrenbreitstein. Gefährlicher Uebergang über den Rhein im Januar 1814. Der Hundsrücken. Die alte Stadt Trier. Dreierlei Ruinen daselbst. Lied auf den Mosler-Wein.

Fünfter Abschnitt.

Feldzug in Frankreich durch Lothringen und die Champagne . . — 199—282

Beschreibung von Nancy. Verdienste des Königes Stanislaus um Lothringen. Die französischen Dörfer. Aufenthalt in Toul, Chalons, Rheims. Merkwürdigkeiten der letztern Stadt. Schlacht bei Laon. Einzug in Paris. Bemerkungen

über die Hauptstadt Frankreichs. Reise von Paris nach London. Vergleichung beider Hauptstädte mit einander. Rückreise durch die Niederlande.

Erster Abschnitt.

Abreise von Königsberg zur Armee.

Brandenburg, d. 8. April 1813.

Die Thürme Königsbergs sind nun hinter mir. Voll wehmüthiger Erinnerung sahe ich sie, als wäre es zum letzten Male, im Abendroth funkeln, da ich den Hügel herunter fuhr, an dessen Fuß der anmuthige Flecken Brandenburg liegt. Nach den preußischen Geschichtschreibern soll er den Namen von einem Markgrafen Otto von Brandenburg erhalten haben, der in Verbindung mit den Kreuzherren den heidnischen Preußen hier eine Schlacht lieferte und im Jahr 1269 die Burg erbauete. Der Weg bis hieher ist mit Spuren des französischen Rückzuges bezeichnet. Die Zäune sind abgerissen, alle Dächer abgedeckt, Fenster und Thüren zerschlagen. Einige Dörfer liegen ganz in Schutt. Selbst von den Kirchhöfen sind die Kreuze abgebrochen und die Särge herausgerissen. Die Kirche in Brandenburg hat zu einem Stalle für die Pferde gedient und ist noch nicht

wieder hergestellt. Von den Vandalen erzählt Jornandes, daß sie alle Kunstwerke zerstört, aber vor den christlichen Kirchen Ehrfurcht gehegt hätten—.

Auf dem halben Wege hieher traf ich im Gasthause zu Hohen-Kreuz zehn Söhne der Musen an, deren Einige meine Zuhörer waren. Jetzt haben sie sich mit dem Kriegesschwerdt umgürtet und ziehen als freiwillige Jäger zum preußischen Heere an der Elbe. An einem runden Tische sitzend, versangen sie sich den Abschiedskummer und überraschten mich durch Nennung meines Namens in dem Gesange, Pro salute &c. Welch ein Wechsel von Schicksal und Beschäftigung! Aus dem ruhigen Schatten der Wissenschaften ziehen diese Pfleglinge Minervens in das stürmische Schlachtfeld, um sich den Oelzweig der Ruhe für künftige Studien zu erfechten. Die Zeiten Griechenlands sind wieder gekommen, da Alles die Stadt Athen verlassend nach Salamis zog, um das Joch der Perser abzuschütteln.

Es ist sechs Uhr Abends. Ich eile hinaus — das Gewühl im Gasthause wird mir drückend — um die Gegend in Augenschein zu nehmen. Von Brandenburg beginnt die Kette von Bergen, eigentlich nur Hügel, welche das frische Haf von der Ostseite begrenzen. Sie erheben sich steil bis zu einer Höhe von 60 Fuß über das Wasser. Vor Jahrtausenden ging hier das Meer in hohen Flu-

ten herüber, welches aus den angespülten Muscheln und dem Bernsteine deutlich zu erkennen ist; wie denn überhaupt das ganze Preußen vor den Menschen-Geschlechtern Meeresgrund gewesen zu seyn scheint. Die allmählich zurücktretenden Wellen haben ein weites Vorland angespült, das itzt mit Fischerwohnungen bedeckt ist. Der junge Baumaufschlag am Ufer scheint vom jenseitigen Strande herzurühren; denn von der Ostseite ist weit und breit kein Wald zu sehen. Die sorgsame Mutter Natur benutzte die Flügel des Windes, um ihren wuchernden Keim über die Wellen zu tragen. Auf der höchsten Bergspitze südlich von Brandenburg kann man das ganze Pregelthal und die gegenüberliegende Bergreihe Samlands, von Pillau bis hinter Königsberg, übersehen. Die Mündung des Pregels ist ehemals gegen fünf Meilen breit gewesen; denn so weit rechne ich von hier bis zum Berg Galtgarben. Ehe man den Gipfel ersteigt, wo ein Häuschen den Wandrer zur Ruhe einladet, springt ein im Mondzirkel aufgeworfener Erdwall am Ufer hervor, der mit Strauch und Gebüsch umwachsen ist. Er stammt vermuthlich aus den Ritterzeiten her und diente den heidnischen Preußen zur Schutzwehr, die sich um ihr Stücklein Muttererde lieber todtschlagen als sich unterjochen ließen. Von der Ostseite windet sich ein Gießbach in das Haf hinein. Fürchterlich ist der

Abgrund, in welchen das Wasser sich hinabstürzt, und mit Mühe klimmt man durch das Gesträuch zur Schanze empor. Auf der Höhe sank vor meinen Augen die Sonne unter. Vor mir das unermeßliche Meer, wie von Feuergluth geröthet — und rings umher die schweigende Schöpfung. Wie nennen das Gefühl der Anbetung, in welches ich hier versank! Millionen Wesen hingen liebevoll an dem freundlichen Blick der Sonne. Freuden läßt sie zurück, und Freuden weckt sie immer wieder. Und sie sollte nicht ein Spiegel seyn von der Herrlichkeit eines Ungenannten — nicht der Erguß einer unendlichen Liebe, die uns in ihrem Herzen trug, ehe wir noch waren? Der fallende Thau mahnt mich an die Rückkehr zu meinem Dörfchen. Alles ist still um mich geworden. Das ganze Haf ist mit Segeln bedeckt. Es sind wohl tausend Fischerkähne, welche die Nacht auf dem Wasser zubringen, ihren Fang zu machen, um morgen vor Sonnenaufgang nach Königsberg zu segeln und dort satt zu machen, den der zur Kirche geht und nicht zur Kirche geht. An dem Ufer schwimmen ganze Geschwader von Schwänen, die schon aus fernen Landen zur alten Wohnung heimgekehrt sind. Wer gab ihnen den Verstand, ihren weiten Weg, ohne geographische Charten zu finden? Schon die alten Chronikenschreiber sagen, daß die Ostsee von dem Schwane häufig besucht werde. Bei

den Einwohnern war er stets ein heiliger Vogel. Sein Hals ist das Bild der philosophischen Würde und Ruhe. Ueber Fluth und Abgrund schwimmt er majestätisch hin und fürchtet sich vor dem Tode nicht; denn er soll einen Gesang anstimmen vor seinem Sterben. Das nenn' ich ein Leben mit würdigem Ende! Von dem heiligen Franziskus erzählt man, daß er sterbend seinen Sonnengesang vollendet habe. „Denn er richtete sich von seinem Lager auf, sagt die Legende, und sprach: Gelobt sey Gott der HErr, der herrliche, um unsern Bruder, um den Tod" — und hiemit hauchte er die Seele aus. Wer doch auch einen Psalm dichtend sterben könnte!

Frauenburg, den 10. April 1815.

Unter Lärm und Geräusch war ich Donnerstag Abends sanft eingeschlafen, denn die Ermüdung hatte das Bett gemacht. Am Morgen besuchte ich noch die Ruinen des alten Ritterschlosses, welches bald ganz einstürzen wird, weil das Wasser die Uferwand immer mehr untergräbt, worauf es gebauet worden. An den Mauern rinnt der Frisching-Strom vom Morgenstrahl schön versilbert ins Haf, was mit Fischernetzen am Ufer rings umhangen ist. Auf den weiten blumigen Wiesen des Stromes pflegte sonst viel Leben und Weben zu seyn. Wohl hundert Bleicherinnen be-

gossen unter Gesang hier die Leinwand, welche zahlreich verfertigt wird und die Nahrungsquelle der ganzen Gegend ist. Aber itzt sind Leinwandbleicherinnen und Gesang verschwunden. Die Häuser sind von den Einwohnern verlassen und ein großer Theil der Wohnungen ist ganz zertrümmert. Der Ort zählte 600 Seelen und hatte viele massive Gebäude.

Von Brandenburg bis Hoppenbruch fährt man drei Meilen durch lauter Sand, welches vom Meer angespült ist. Schon weit in der Ferne sieht man rechts das hochgethürmte Balga liegen, welches sechs Meilen von Königsberg entfernt ist. Dies in der preußischen Geschichte so sehr berühmte Schloß — einst Honeda genannt — liegt auf einer hohen Erdzunge, die sich tief ins Wasser erstreckt, dem Hafen Pillau gegen über. Hier stiegen im Jahr 1230 die deutschen Ordensritter zuerst ans Land und erstürmten die Burg Honeda. Die Preußen verschanzten sich auf den andern Bergen in der Nähe, mußten aber, nachdem sie fast alle geblieben waren, das Feld den Deutschen überlassen. Die Spuren ihrer ungeheuren Anstrengungen, die nach 600 Jahren in Wallaufwürfen, Schanzen und Gräben sichtbar sind, flößen uns hohe Bewunderung gegen das untergegangene Geschlecht ein. Wie groß erscheint der Mensch, der die Freiheit höher achtet, denn das Leben!

Viel schöner ist es, mit der Tugend unterzugehen, als mit dem Laster zu triumphiren.

Auf diesem denkwürdigen Boden graben auch die Forscher der vaterländischen Geschichte viele Alterthümer, z. B. Urnen, Ringe, Waffenrüstungen, auch alte Münzen aus der Erde; woraus man den Kunstfleiß und die Gesinnung jenes Volks zugleich erkennen kann. Die fromme und genügsame Hand gab damals dem geliebten Todten viele schöne Kostbarkeiten in die Erde mit, und achtete nichts zu theuer, um den Gestorbenen in der andern Welt zu erfreuen. Itzt reißen wir uns schon am Sterbebette um die Habseligkeiten des lieben Scheidenden und geben ihm, damit er dort doch nicht ganz bloß erscheine — ein Leichenhemde mit.

Die Gegend um Balga ist ausnehmend anmuthig. Ueber das Haf kann man Pillau, den mit Schiffen angefüllten Hafen, den Leuchtthurm und selbst die Segel auf der Ostsee deutlich erkennen. Auch Königsbergs Thürme ragen über dem Wasser hervor. In dem schöngebauten Flecken wohnen viele Schiffer, die von Pillau herübergezogen sind. Rings um Balga wird der schöne Rundkohl gebauet, der in ganz Preußen berühmt ist. Alle Gärten sind davon angefüllt, ja ganze Felder damit bedeckt. Es giebt Köpfe, die fast einen Fuß im Durchmesser haben. An dem äußer-

sten Ende des Dorfes, auf einer Anhöhe nahe dem Wasser, steht das alte majestätische Schloß, von welchem nur die Mauern und ein hoher Thurm noch übrig sind. Diese drohen auch bald den Einsturz, weil das Wasser mit großer Gewalt immer mehr das Fundament untergräbt. Die Elemente hassen des Menschen Werk —. Was wird nach tausend Jahren von dieser Burg noch übrig seyn?

Nach Betrachtung dieser Merkwürdigkeiten fuhr ich über das anmuthige Dorf Hoppenbruch nach Heiligenbeil, einer Stadt, die nach dem Brande sich schöner aus der Asche erhebt. Sie führet ein Beil in ihrem Wappen. Man zeigt noch die Stelle, wo einst eine heilige Eiche der heidnischen Preußen gestanden und wo sich die Geschichte mit einem Beil zugetragen, wovon die Stadt den Namen erhalten haben soll. Das Beil hatte nämlich den Eigensinn, statt in das Holz, dem Bischof an den Kopf zu fahren, der die Eiche umzuhauen befohlen hatte. Außer dem Beile des bekannten Till (in Asmus Werken, Thl. 7.) ist mir keines vorgekommen, das einen so kühnen Sprung gethan hätte. Aber ein Mal half die List, zum andern Male nicht mehr; denn man hatte vergessen das Kreuzeszeichen zu machen; dieses machte man — und so mußte das Beil ins Holz, und so war es um die heilige Eiche geschehen. —

Ich übernachtete bei dem Superintendenten Broscheit, und fand in ihm einen denkenden Mann und muthigen Verfechter der alten gediegenen Gelehrsamkeit, die man durch die neue, tändelnde Normalmethode in den Schulen zu verdrängen sucht. In seinem Religionsunterrichte beobachtet er einen originellen Gang. Die Wahrheit ist ein kräftiger Zug seines Charakters. Es wäre endlich zu wünschen, daß die Stimme erfahrner Superintendenten and Prediger mehr beachtet würde, um vor Mißgriffen in Rücksicht der Volksschulen zu bewahren. Es ist buchstäblich wahr, daß ein fleißiger Tagelöhner sich besser steht als ein Schulmeister, daher sich keine andre Subjekte dazu finden, als solche, die zu keinem andern Gewerbe mehr taugen. Ein deutlicher Fingerzeig, von wo die Verbesserung anfangen sollte.

Bald hinter Heiligenbeil hebt das ermeländsche Gebiet an. Die katholischen Einwohner zeichnen sich auffallend durch ihre abstechenden Gesichtszüge von den protestantischen Einwohnern aus. Hier sieht man, welche Macht herrschende Religionsideen über das menschliche Antlitz ausüben. Neben der Einfalt und Bigotterie sind die Züge des heimlichen Argwohns gegen Andersdenkende unverkennbar eingedrückt. In der Miene der Gebildetern springt der Jesuitismus gleich ins Auge. Heil'ger Spiegel der Seele, wie schilderst

du den innern Menschen so unverkennbar ab, daß sich Niemand vor sich selbst verbergen kann! Auch in der Tracht und Kleidung weicht das Landvolk von den Samländern ab. Die Menge von Kreuzern und Heiligenbildern an den Landstraßen und Thoren, sind etwas Schönes und Löbliches, nur sollte ein beßrer Geschmack darin herrschen. Sie bringen das Unsichtbare und Göttliche dem Menschen näher, und der Mensch kann nicht oft und örtlich genug daran erinnert werden, daß er hier nicht zu Hause und zu etwas Höherem berufen ist, als das Pflaster zu treten. Braunsberg, die Hauptstadt Ermelands, (ob sie vom Märtyrer Bruno oder dem Ritter Bruno von Querfurth benannt worden, ist im Streit) hat einige reiche Kaufleute (wohl durch den Garnhandel) erhalten, unter denen das Ostreichische Haus sich durch Humanität vorzüglich auszeichnet. An dem schönen Garten desselben, wo man vom Hochgeländer die Gegend überschaut, strömt die Passarge rauschend vorbei. Sehenswerth ist das neue Gymnasium, ein ehemaliges Jesuiter-Kollegium, wobei 4 protestantische und 4 katholische Lehrer angestellt sind, die sich Professoren nennen.

Von Braunsberg geht der Weg nach Frauenburg durch anmuthige Gegenden längs dem Haf. Sehr majestätisch ragen die Thürme Frauenburgs, auf einem Hügel liegend, über die Gegend hervor.

In den Kuppeln und Thürmen der katholischen Kirchen spricht sich die Andacht und das Ehrfurchterregende viel kräftiger aus, als in den winzigen, schmalen Thürmen der protestantischen Gotteshäuser, die an das Ende der Kirche, als gehörten sie nicht dazu, gleichsam angeklebt zu seyn scheinen. Da der liebe Gott so viel auf die Schönheit seiner Natur verwendet hat: sollte der Mensch nicht auch mehr Fleiß und Geschmack auf seine Werke verwenden? Eine Viertelmeile vor der Stadt fährt man längs der Wasserleitung des Copernicus, die das Wasser auf einer ansehnlichen Höhe zur Stadt leitet. Die majestätische Domkirche ist wegen der vielen Gemälde und Altäre sehenswerth; besonders zeichnet sich der Altar des Chors aus, der ganz aus kararischem Marmor gehauen ist. Von dem großen Copernicus hängt an dem Pfeiler bei seinem Leichenstein ein bloßes Brustbild. Wohl verdiente der unsterbliche Astronom ein öffentliches Denkmal, so wie Kant, Dach und andere Männer, die Preußens Zierde gewesen.

Ich übernachtete bei einem Domherrn von Borowski, einem achtzigjährigen muntern Greise, wo ich köstlich bewirthet ward. Er hat ein eigenes Haus, das einem Palais gleicht, zur Wohnung. Als ich ihm erzählte, daß wir in Königsberg auch einen Borowski als Obergeistlichen hätten, der die Zierde der protestantischen Kirche wä-

re, äußerte er den Wunsch, diesen Mann, der ihm längst vortheilhaft bekannt gewesen, noch vor seinem Tode zu sehen. Ich erwiederte: bei einer solchen Nähe, wie Königsberg und Frauenburg, dürfte die persönliche Bekanntschaft zweier so würdigen Geistlichen keine Schwierigkeiten haben. Die Zahl der Domherren ist 12. Sie verrichten keine Seelsorge und kirchlichen Geschäfte selber, sondern ein jeder von ihnen hat zwei Vicarien, die den Gottesdienst abwarten, aber kümmerlichen Sold haben. Merkwürdig ist zu Frauenburg noch der Thurm des Copernicus, in welchem das Wasser vermittelst eines Räderwerks und eiserner Schöpfeimer auf den hohen Berg getrieben wurde, wo die Domherren wohnen. Itzt ist das Maschinenwerk zerrüttet, und die Domherren wollen nicht das Geld dazu verwenden, um es wieder herstellen zu lassen. Die Aussicht vom Domberge über das Haf und die Nehrung nach der Ostsee ist malerisch schön. Die Nehrung ist ein schmaler Strich von Hügeln, zwischen dem Haf und der Ostsee.

Marienburg, den 15. April 1815.

Von Frauenburg bis Elbing führt der Weg durch Hohlwege, Schluften und Vertiefungen zwischen Bergen, wo das Wasser nicht abfließen kann; daher es Stellen giebt, wo man in dem leimigen

Abgrund zu versinken fürchtet. Mehrere Frachtwagen waren stecken geblieben und konnten mit 18 Pferden nicht herausgezogen werden. Zwei lagen umgestürzt und hatten die Räder zerbrochen. Ich glaube an keinem Orte werden mehr Flüche über schlechte Wege ausgestoßen, als hier. Um dem schrecklichen Uebel abzuhelfen, hat man vor einigen Jahren angefangen, von Truns bis Elbing eine Kunststraße zu schütten, die aber kaum eine Meile fortgeführt ist. Die Scheu vor den Kosten brachte das nützlichste Werk ins Stocken. Alle Länder Europa's, selbst Rußland, was sehr schöne Wege hat, sind uns hierin zuvor gekommen.

Gerädert und zerschlagen kam ich Sonntag Abends, nachdem ich an 4 Meilen den ganzen Tag gefahren, in Elbing an, und wurde auf das Haus eines sehr gebildeten Mannes, des Landschaftraths v. Hindenburg, angewiesen. Hier fand ich, was ich nicht erwartet hatte, an meinem Wirth einen in der Theologie bewanderten Mann, der besonders die Theosophie, wovon wir nichts verstehen, zum Gegenstande seiner Betrachtung erwählt hat. Die Offenbarung Johannis und der Prophet Daniel sind die zwei Bücher, in denen er die höchste Gottesweisheit sucht. Diese beiden Bücher haben wirklich den größten Reiz für den Liebhaber der Geheimnisse, und entzünden noch über dem das Gefühl der religiösen Andacht. Die

Stadt ist schön gebaut, besonders der neue Marktplatz. Sie treibt starken Getreidehandel und nährt 18,000 Einwohner. Es giebt Kaufleute, die an Reichthum den Danzigern und Königsbergern gleich kommen. Elbing liegt schon in dem Thale, welches die Nogat und Weichsel bilden, und das unter dem Namen Elbinger Niederung bekannt ist. Die Felder stehen im Frühling unter Wasser, werden aber durch Mühlen entwässert, mit denen die Gegend wie übersäet ist. In unabsehbarer Ferne drehen sich Flügel von solchen kleinen Mühlen, deren einige zugleich zum Mahlen des Getreides dienen. Das Gymnasium — ein schönes Gebäude mit einer zahlreichen Bibliothek, hat sehr ausgezeichnete Lehrer an Mund, Kelch, Pohl und andern Mitgliedern. Von den obern Klassen waren, wie in Königsberg und Braunsberg, die mehresten jungen Leute als Freiwillige zur Armee gegangen. Uebrigens hat Elbing das Schicksal der Städte, wo ein einziger Stand vorherrscht. Der Weg zur humanen Bildung geht durch den Garten der Wissenschaft; gesellt sich der Reichthum hinzu, so kann auch die Geschmacksbildung Fortschritte machen. Ueber Verhältniß und Stand sich zu erheben, dazu gehört eine Stärke des Geistes, welche nur das Studium der Philosophie oder die Religion gewähren kann.

Ich verließ Elbing heute um 8 Uhr Mor-

gens, um nach Marienburg zu fahren. Der Reichthum des Landmannes lacht dem Reisenden aus jedem Dorfe entgegen. In Königsdorf wähnte ich das Wohnhaus eines Edelmannes zu erblicken und verwunderte mich zu hören, daß es die Wohnung eines Bauern sey. Es hat sich hier eine große Anzahl Mennoniten wohnhaft gemacht. Ihre Häuser unterscheiden sich durch eine große Reinlichkeit und Eleganz. Da diese Secte kein Blut vergießen noch schwören darf, so haben die Gemeinden sich erbothen, statt der Landwehr eine Geldsumme und 1000 Pferde zu stellen. Ein Theil des Weges führt längs dem hohen Damm der Nogat. Der Thurm von Marienburg ist der höchste in Preußen, und 8 bis 10 Meilen im Umkreise zu sehen. Das Schloß ist noch die letzte Zierde von der Herrlichkeit des Ritterordens. Ein großer Theil ist noch wohl erhalten, der übrige liegt in Trümmern; aber es sind die prachtvollesten Ruinen aus dem 14ten Jahrhundert, die gesehen werden können. Man hat fünf Kupferstiche von Frick über die einzelnen Theile des weitläuftigen Gebäudes. Eine dreifache Mauer umgiebt dasselbe und ein doppelter Graben, daher es so fest war, daß weder Polen noch Schweden es einnehmen konnten. Die Wogen der Nogat rauschen in einem fürchterlichen Abgrunde an der Westseite vorbei. An dem äußersten Ende gegen Norden steht

der Milchthurm, welcher allein über die andern Ruinen hervorragt. Die Sage erzählt, daß er mit Milch erbauet worden. Die reichen Bauern der Niederung nämlich sollen in ihrem Uebermuthe so weit gegangen seyn, daß sie einst einen Priester am Bart aufgehängt haben, wofür ihnen der Ordensmeister die Strafe aufgelegt, daß sie einen Thurm erbauen und statt des Wassers Buttermilch gebrauchen sollten. Bekanntlich ist die Milch das festeste Bindungsmittel und konnte auch wohl ohne jene Veranlassung zum Bau gebraucht worden seyn. So erzählt man von dem Schloßthurme zu Belzig in Sachsen, daß er mit Milch aufgebauet worden. Auf der östlichen Seite des Marienburger Schlosses steht an der Kirche die Mutter Gottes mit dem Christuskinde in kolossaler Größe, aus Stein gehauen. Merkwürdig ist die massive Glasarbeit daran, so daß die Statüe im Sonnenstrahl einen außerordentlichen Glanz von sich wirft. In dem Schlosse selbst befindet sich ein großer Saal, der auf einem einzigen Pfeiler ruht. Einst, bei Belagerung der Stadt, nach der Schlacht bei Tannenberg, soll ein Pole in den Pfeiler geschossen haben, gerade als die Ritter versammlet waren; aber der Schuß ging zur Seite vorbei und nahm nur einen Theil vom Pfeiler weg, ohne ihn zu erschüttern. Man zeigt noch jetzt die Schußstelle. Schade, daß dieses Schloß,

die

die herrlichste Reliquie des Ritterthums zum Theil abgetragen, zum Theil zu Magazinen eingerichtet worden. Jede Spur der Vorzeit, in denen der kräftige Geist eines uralten Volks noch lebt, wird, leider! unbarmherzig vertilgt. So wurden die ehrwürdigen Ruinen zu Ragnit am Memelstrom demolirt und die Ziegel für eine Kleinigkeit verkauft. Was würden wir empfinden, wenn wir uns denken, daß unsre Nachkommen über 100 Jahre das Schloß Friedrichs des Großen zu Sans-Souci zum Magazin einrichteten oder es gar zerstörten? Wir würden mit Abscheu gegen die undankbaren Hände erfüllt werden, die sich an ein Heiligthum vergreifen. Und doch verdienen die Ritter Marienburgs eben so viel Dank und Achtung, weil sie den Grund zu der Cultur Preußens gelegt haben. Unter den merkwürdigen Männern nnsrer Zeit lernte ich hier den Prediger und Rektor Häbler kennen, der großes Verdienst in dem Schulfach sich erworben und viele treffliche Männer für die Universität gebildet hat. Was die Stadt betrifft, so liegt sie hoch an dem Ufer der Nogat, über welche eine Brücke geschlagen ist. Die Straßen sind eng und altmodisch gebauet. Die mehresten Häuser stehen mit dem Giebelende nach der Straße gekehrt und haben große Vorhallen auf Pfeilern ruhend, unter denen man lustwandeln kann. Die ganze Stadt war eben so wie

Elbing und Braunsberg mit Reservetruppen angefüllt, die täglich ihre Uebungen machen und nächstens über die Weichsel gehen sollen.

Coniß, den 18. April 1813.

Mittwoch am 14ten April fuhr ich von Marienburg durch die Niederung bis Dirschau. Dies Städtchen liegt jenseits der Weichsel. Da die Brücke abgebrannt war, so mußte ich auf einer Fähre übergesetzt werden. In der Stadt war es so voll, daß ich nirgends ein Unterkommen fand und mich entschließen mußte, drei Meilen weiter, bis Stargard zu fahren, um dort zu übernachten. Die Landwehr des ganzen Kreises war heute zur Auswahl versammlet; auch eine Truppenabtheilung Russen, welche zur Belagerungsarmee nach Danzig ging, nebst einer unendlichen Schaar von Kriegsfuhren bedeckte die Straßen. Sobald man über der Weichsel ist, wird das Land höher und hebt sich von einem Hügel zum andern bis zu einem Bergrücken empor, von dem man die ganze Niederung von Danzig bis Elbing übersehen kann. Ueberhaupt ist die Niederung ein junges vor kurzem erst aus dem Sumpf hervorgegangenes Land, das mit deutschen Kolonisten bepflanzt worden. Erst seitdem die Dämme der Weichsel und Nogat geschüttet wurden, konnten feste Wohnungen hier gebaut werden. Aber mit

Riesenschritten ist die Kultur vorwärts gegangen, die nur mit den sächsischen Gegenden jenseit der Elbe verglichen werden kann. Was dort aber 1000 Jahre erfordert hat, ist hier in 2 bis 3 Jahrhunderten geschehen. — Die stärkere Wassermasse der Weichsel scheint in der Nogat abzufließen, und fast steht zu befürchten, daß die alte Weichsel zuletzt ihr Wasser ganz verlieren wird. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wenn ein Strom sich in zwei Hauptarme vor dem Ausfluß theilt, der rechte jederzeit mehr Wasser bekommt als der linke Arm. So ist es mit der Memel der Fall, so mit dem Rhein. Wenn dieses an vielen Strömen bemerkt werden sollte, so weiß ich nicht die natürliche Ursache davon anzugeben. — Als ich auf dem Weichseldamme zu Fuß ging, indeß mein Wagen unten fuhr, sahe ich ein Paar Knaben im kleinen Kahn fahren. Plötzlich fiel der eine über Bord und der andre fing an zu schreien; ich lief hinzu und zog den Hineingefallenen durch Hülfe einer Stange, die am Ufer lag, noch glücklich ans Land. Bald kam auch eine Frau von ferngelegenen Häuschen hergelaufen und gab dem armen Jungen, so naß und triefend er auch war, ein Paar derbe Maulschellen mit den Worten: hab' ich dir nicht hundert Mal gesagt, du sollst nicht auf das Wasser gehen! Es war seine Mutter, die mit vielen Worten mir zu dan-

ken anfing. Ich sagte ihr, die Wasserlection, welche ihr Sohn heute bekommen, wird wohl mehr auf seine Besserung wirken, als die Ohrfeigen und jene hundertmaligen Warnungen; übrigens steckt ein Schiffer in ihm, denn das Wasser scheint sein Element zu seyn.

Gegen Abend kam ich etwas spät in preuß. Stargard an, welches eine neue und regelmäßig gebaute Stadt ist. Ein großes Amtsgebäude liegt neben der Stadt auf einer Anhöhe. Ich übernachtete bei dem deutschen Prediger Tolkemit, bei welchem ich eine ansehnliche Bibliothek von deutschen Classikern fand. Seine Frau hat eine ziemliche Belesenheit in Göthe, Wieland und Jean Paul. Da sie eine große Verehrerin des letztern zu seyn schien, so fragte ich sie über eine Stelle um Rath, weil gerade ein Buch von Jean Paul aufgeschlagen auf dem Tische lag, aber sie wußte über den Gedanken sowohl als über den Ausdruck Patauinität keinen Aufschluß zu geben. Gerne möchte ich die Ursache wissen, warum Jean Pauls Schriften bei Frauenzimmern mehr Eingang finden als bei Männern? Hat er es vielleicht mehr mit dunklen Gefühlen als mit klaren Vorstellungen zu thun? Einen schönen und edlen Zug dieser meiner guten Wirthin kann ich nicht übergehen: Ihr Mann hatte vor einigen Tagen eine schriftliche Aufforderung an die Bewohner der

Stadt ergehen lassen und um freiwillige Beiträge für die Landwehr gebeten. Um mit gutem Beispiel voran zu gehen, hatte die Frau Pastorin ihren ganzen Schmuck, nebst dem ihrer Tochter, und selbst einen Beitrag von ihrem Gesinde, zuerst unterzeichnet. Dies hatte die Wirkung, daß innerhalb zwei Tagen alle gebildeten Damen der Stadt ihren Schmuck eingesandt und sogar das Gesinde Beiträge geliefert hatte. — Am folgenden Morgen vor meiner Abreise besuchte ich noch einen Verwandten von mir, der in einem Landhause vor dem Thore wohnt, nämlich Hrn. Wittich, einen Bruder des Prediger Wittich in Kaukehnen, den ich zwar seit meiner Kindheit nicht gesehen hatte, aber doch an den Gesichtszügen wieder erkannte. Er lebt in philosophischer Ruhe, sein Feld und seinen Garten selber bauend, ohne sich um die Begebenheiten der großen Welt viel zu kümmern. Da fiel mir Horazens schöner Spruch ein: Beatus ille, qui procul negotiis, ut prisca gens mortalium, agrum exercet suum! Zwischen Stargard und Conitz ist gegen 10 Meilen lauter Haidesand und Wüstenei. Man reist zwei drei Meilen weit, ohne ein Dorf anzutreffen. Es scheint ein von Gott und Menschen zugleich verlassenes Land zu seyn. Die Caschuben, ein wendischer Völkerstamm, bewohnen diese Wüsteneien. Sie sprechen eine dem Polnischen ähnli-

che Sprache. Der Schnitt ihres Gesichts ist auffallend von den Preußen verschieden, so wie ihre Kleidung. Sie sehen aus wie die gemalten Heiligenbilder auf dem Trödel. Da sie katholisch sind, so ist Einfalt und crasse Bigotterie auf ihrem Gesichte zu lesen. Ein gewisser Zug von Feigheit und Haß gegen den Deutschen läßt sich von ihnen nicht verbergen. Mit heimlichem Argwohn blicken sie den Fremden von der Seite an, wenn er nach dem Wege fragt und thun als verständen sie den Deutschen nicht. Uebrigens herrscht die größte Armseligkeit innerhalb ihrer mit Marienbildern bedeckten Wände. Keine Spur von deutschem Kunstfleiß, kein Stuhl in dem Hause, kein Obstbaum im Garten. Ich glaube, daß dies Volk, obgleich mitten unter Deutschen, seit fünf und mehr Jahrhunderten auf derselben Stufe der Roheit und Uncultur stehen geblieben, weil der Deutsche sie, und sie den Deutschen nicht leiden können. An Schulen auf dem Lande ist gar nicht zu denken. Daß sie wenig Patriotismus haben werden, läßt sich, nach dieser Schilderung, wohl erwarten, und durch sie wird der preußische Staat gewiß nicht gerettet werden.

Der Marschkommissarius zu Cossabuda, einem elenden Amtsdorf, 3 Meilen von Conitz, erzählte mir, daß bewaffnete Bauerhaufen in den Wäldern sich sammlen, die vor einigen Tagen ei-

nen militärischen Transport überfallen und 20 Rekruten von ihren Leuten frei gemacht haben. Zur Stellung der Landwehr sind sie gar nicht zu bringen. Angst und Grauen überfällt den Reisenden, wenn er 8 bis 10 Meilen durch lauter Wald und Haide fahren muß. An manchen Stellen weht der Wind ganze Wirbelwolken von Sand in die Höhe und bedeckt Menschen und Vieh. Man glaubt in der arabischen Wüste zu seyn. Endlich zeigen sich die Thürme von Conitz und es wird einem zu Muth wie dem Schiffer, der den Hafen erblickt. Da meine Pferde zu sehr ermüdet waren, so konnte ich den 15ten Abends die Stadt nicht erreichen, sondern übernachtete bei einem deutschen Pächter Namens Burchardt; ich erlabte mich wieder an der Liebenswürdigkeit dieser Menschen. Sie gaben alles her, was sie nur übrig hatten, uns zu erquicken. Der Mann hatte 6 Kinder und noch drei Waisen dazu ins Haus genommen. Am Morgen wollten sie ein kleines Geschenk für die Kinder kaum annehmen. Gott segne diese fromme Familie! Am 17ten Vormittags war ich in Conitz und hielt den 18ten am 1sten Osterfest Ruhetag daselbst.

Landsberg a. d. Warthe, den 26. April 1815.

Conitz kann als die Hauptstadt von Pommerellien angesehen werden. Sie ist so groß wie

Braunsberg, liegt in einem Thale zwischen Bergen an einem kleinen See, und hat 3 katholische und 2 protestantische Kirchen. Die Tuchverfertigung ist hier der größte Erwerbzweig; auch wohnen einige reiche Kaufleute darin. Viele aus Danzig geflüchtete Familien haben hier ihre Wohnung aufgeschlagen; diese erzählen von dem französischen Gouverneur Rapp Dinge, die der Schändlichkeit eines Verres gleich kommen. Da ich es für meine Pflicht halte, an jedem Ort, wo ein Lazareth vorhanden ist, die Kranken und Verwundeten zu besuchen, so war mein erster Ausgang nach dem Jesuiter-Kollegium, wo 500 kranke Soldaten lagen. Es war sehr schlecht für sie gesorgt; sie lagen ohne Bettstelle und Decken auf faulendem Stroh in dem größten Schmutz, der sich denken läßt. Eine pestilenzialische Luft war in dem ganzen Gebäude verbreitet, drei todte Körper lagen noch unbegraben und erregten Schauder. Die Thränen kamen mir in die Augen, als ich zu der Lagerstätte eines jungen Freiwilligen kam, der eine feine Erziehung genossen und seine Eltern erst vor 6 Wochen verlassen hatte. Er klagte mir, daß er hier von Gott und Menschen verlassen läge, und elendiglich umkommen müßte. Ich ermunterte ihn zur Zuversicht auf Gott, der ihm Hülfe senden würde; und sogleich wie ich nach Hause gekommen, ließ ich durch meinen

Wirth ein Bett und eine stärkende Suppe berei- ten und nach einer Stunde solches dem Kranken zuschicken. In einer Gesellschaft am Abend be- schwerte ich mich über die mangelhafte Einrichtung des Lazareths. Man antwortete mir: dies sei die Sache des Kreisdirectors und der Stadt gehe das Lazareth nichts an. Nun konnte ich die Flamme nicht mehr bergen, sie schlug zu Thür und Fen- ster hinaus: Das also haben die Streiter des Va- terlandes verdient, sagte ich, die ihr Leben frei- willig in den Tod für uns geben, daß man sie hülflos verschmachten läßt! Jede Seele, die hier umkommt, wird ein Wehe vor dem Thron des Weltenrichters über diese Stadt rufen. Die Leu- te von Moskau werden gegen sie auftreten, denn sie verbrannten ihre Stadt und retteten ihr Va- terland. Auch die Einwohner von Königsberg werden auftreten gegen sie, denn sie speiseten 8000 kranke Feinde und kleideten sie ohne Ansehen der Person. — Ob dieses den Ohren geklungen, weiß ich nicht, aber ich konnte doch nicht anders, Gott weiß es, und ich würde mich schämen, es nicht ge- sagt zu haben. Noch muß ich erwähnen, daß ich Vormittag die Predigt des Superintendenten Ortmann angehört habe. Er sprach von den Hofnungen des Christenthums. Weder Deklama- tion noch Gestikulation; aber ein gedrungener und gedachter Vortrag, der den Zuhörer in sein

Interesse zieht, also, daß er nicht davon lassen kann! Was mich mit Achtung gegen den Mann erfüllte: er sprach aus der Meditation — und sehr korrect: eine große und beneidenswerthe Gabe! Am zweiten Osterfest reiste ich nach Schlochau, wo ich auf der Straße einen akademischen Freund unverhoft antraf. Es war der Justizrath Kalau, mit dem ich einst unter einem Dache gewohnt, gegessen und getrunken hatte. Sich sehen, wieder erkennen und bei Namen nennen, war daher Eins. Unser Glück zu erhöhen, kam nach einigen Stunden noch ein dritter, Namens Lawrenz, gegenwärtig Gutsbesitzer, hinzu. Welche Wonne hat das Wiedersehen nach langer Trennung! 15 Jahre waren verschwunden, seitdem wir uns nicht mehr gesehen. Einst Jünglinge und freie Söhne der Musen — itzt Männer in Amt und Verbindung. Aber die Gegenwart schwand: Wir waren wieder Jünglinge, wir lebten wieder das akademische Leben, gingen wieder frei und froh in unsre Hörsäle; die verstorbenen Lehrer lebten wieder, die zerstreuten Freunde sammleten sich wieder um den Lehrstuhl von Kant, Kraus, Mangelsdorf ꝛc. Wir feierten wieder manches Bundesfest und sangen die erneuerten Lieder der Freundschaft. Das waren Stunden der Ewigkeit gelebt; sie kommen unterm Monde nicht wieder! Den folgenden Morgen, da ich wegfuhr, begleite-

ten mich die beiden Freunde noch zu den Ruinen des alten Bergschlosses, die in fürchterlich schöner Pracht an den steilen Ufern eines Landsees aufgethürmt liegen. Die Morgensonne bestrahlte die silbernen Wogen und vergoldete die Thürme und umgestürzte Mauern — jene zeugenden Ueberreste vergangener Freuden und Herrlichkeiten. Mit inniger Wehmuth, daß alles Große und Theuergeachtete ein Ende nehmen muß, wie die Freuden unsers Jugendvereins, sagten wir uns an dieser merkwürdigen Stätte, für diese Welt vielleicht auf immer, das Lebewohl. Ich fuhr denselben Tag durch ein hügelreiches Land bis zu einem Städtchen Jastrow, wo ein neues Ereigniß am Abend des Tages meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Volk des ganzen Kreises hatte sich hier versammlet, um das Loos zur Landwehr zu ziehen, welches in der Kirche geschahe. Mit Mühe drängte ich mich hinein, aber es war ein Lärm und Getümmel wie auf dem Jahrmarkt. Man schrie, man stieß, man schlug sich in Gegenwart des Landraths, der nicht viel Authorität zu haben schien. Dies ist immer der Fall, wenn man Sachen in der Kirche vornimmt, die nicht zur Religion gehören. Solcher Unfug wird auch in Königsberg zuweilen getrieben. Das heißt aber die Stätte des Heiligthums entweihen. Wenn schon etwas in der Kirche vorgenommen werden soll, so

muß es mit Gebet und Gesang angefangen und beschlossen werden, damit die Handlung darin einen religiösen Anstrich gewinne. — Endlich schien der Tumult sich etwas zu legen, man zündete Lichter an, der Prediger kam und man fing ein Lied an zu singen, was kein Mensch mit sang, weil es ganz unbekannt war, daher der Organist es allein zu Ende sang. Der Prediger, ein junger Geistlicher, der während des Gesanges in unehrerbietiger Stellung sich mit einem Arm auf den Altar gestützt hatte, fing in Klopstockschem Styl an, eine Ode als Gebet vom Blatt herzudeklamiren. Statt, eine kraftvolle Bibelstelle zu Grunde zu legen und darüber erbaulich ans Herz zu sprechen, erfolgten nun rhetorische Tiraden über Vaterland und Freiheit, wo der Despot Europa's tüchtig ausgescholten ward. Dann folgte die Eidesleistung und eine stundenlange Herlesung der Kriegsartikel im kalten Gerichtston. Mich dauerte der arme, gemeine Mann, der schon den ganzen Tag gelangweilt und gequält worden; auch der letzte Funke von Andacht ward durch dies Reden ohne Ende getödtet und erlöscht. Ein herzerhebendes bekanntes Lied hätte vielleicht Alles gut gemacht, aber statt dessen wieder das Abspielen eines unbekannten Gesanges. Es war nun 10 Uhr Abends, und Jedermann dankte Gott, endlich ans der Kirche zu kommen. Eine Stelle aus der Altar-Rede des

Geistlichen war mir sehr aufgefallen, daher ich sie hersetze: „Die Religion, meine Z. ist eine Verkündigerin des Friedens, aber itzt muß die Stimme der Religion schweigen, da das Vaterland „den Krieg gebietet." Welch ein Mißverstand des Worts Frieden, und welch ein schiefer Gedanke überhaupt! Muß denn nicht eben itzt die Stimme der Religion lauter sprechen als jemals, da die Noth und Gefahr am größten ist?

Da meine Reise nach Frankfurth an der Oder ging, so durchfuhr ich noch eine Menge kleiner Städte, die zum Theil sehr romantisch gelegen sind, z. E. deutsch Crone an einem Inselreichen Landsee von Hügeln umgeben. Hier soll der Dichter Kleist seine Jugendjahre zugebracht haben; hier mögen die ersten Ideen zu seinem Frühlingsgesange in den bezaubernden Gefilden und Gebüschen am See, entstanden seyn. Ein Spaziergang führt zu seinem Andenken noch den Namen Poetengang, gerade wie in Königsberg der Philosophengang zum Gedächtniß Kants. Schloppe, ein Städtchen tief versteckt zwischen Bergen, wo ich den Pastor Peter als einen kräftigen deutschen Mann und Bibelfreund kennen lernte; Woldenberg hochgethürmt am steilen Ufer eines Seegewässers, und Friedeberg in einer lachenden, saatenreichen Gegend, wo ich die Wege mit Obstbäumen bepflanzt antraf, liegen an der Abda-

chung des Bergrückens, der Pommern und Westpreußen durchläuft. Von der Weichsel nämlich bis zur Oder hat vor vielen Jahrtausenden die Ostsee eine Hügelreihe aufgeworfen, die mit fliegendem Sande überzogen sind. Hinterpommern würde ein schönes fruchtbares Land seyn, wenn ein bedeutender Strom dasselbe durchwässerte. Die Warthe hatte vielleicht von der Natur die Anweisung erhalten, nördlich diese Gegenden zu durchschneiden und in die Ostsee zu fließen; da sie aber an den aufgeworfenen Sandhöhen einen Widerstand fand, so entschloß sie sich westwärts umzubiegen und in die Oder zu gehen. Dies scheint auch die Absicht der Netze anfangs gewesen zu seyn, aber sie scheiterte gleichfalls an dem Aufwurf von Sand, und warf sich in die Warthe. Dadurch wurde Pommern zweier Lebensadern und Befruchtungskanäle beraubt. Trotz aller eisernen Industrie, und trotz allen Vorlesungen Thärs, wird hier kein Thorn und Danzig, vielweniger ein London aufblühen. Die Faunen in den langen Fichtenwäldern sehen sich vergebens nach einer Nymphe um, einen Tanz zu beginnen, denn in dem Sande tanzt es sich nicht leicht. Indessen wird man viele Heerden Schafe gewahr, die ihre Wolle für die Tuchfabriken hergeben müssen. In weiten Schaaren ziehen sie auf den Triften daher und machen die Gegenden etwas lebendig. Dies

sieht zwar arcadisch aus, aber kein Myrtill und keine Daphne stimmen hier den Wettgesang an, noch weniger will sich Apoll zu diesen Hirten gesellen.

Berlin, den 1sten Mai 1813.

Von einer ansehnlichen Höhe fuhr ich in das Thal herunter, wo die schön gebaute Stadt Landsberg an der Warthe liegt. Die Warthe theilt sich, durch die Netze verstärkt, wohl in 10 bis 12 Arme, die Inselwiesen bilden und zum Theil wieder zusammen fließen. Man hat von den Bergen eine weite Aussicht, die dem Anblick auf die Danziger Niederung gleich kommt. Auf der dörferreichen, begrünten Ebene prangen in unabsehbarer Ferne zahlreiche Thürme von der Abendsonne vergoldet. Die Heerden kehren zu ihren Dörfern in langsamen Zügen, und in heiliger Stille feiert die Natur die Ankunft der Nacht und ihren tröstenden Schlummer. Diese Stille wird nur von dem Geräusch unterbrochen, welches die zu meinen Füßen ausgebreitete Stadt in allen Straßen verursacht: hier ziehen Tausende von Kriegsfuhren mit Bedürfnissen aller Art zum Thor hinein, dort suchen Schaaren von eben eingewanderten Jägern mit Zetteln in der Hand, ihre zugefallene Nachtherberge an den beunruhigten Thüren; hier lärmt ein Trupp von Kosacken

auf dem Platz hingelagert seinen schneidenden Volksgesang her, und dort rauscht das stürzende Wasser, was unzählige Mühlenräder treibt, den abstechenden Akkord dazu. Nach vielem Hin- und Herdrängen durch die Straßen fand ich endlich meine Nachtherberge bei dem Pred. Jablonski, einem Abkömmling des berühmten Bischofs der böhmischen Gemeinden Paul Jablonski, der sich im gelehrten Fach durch sein Pantheon Aegyptiacum ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat. Seine Gattin ist eine geistreiche und gebildete Frau, und der kleine 5jährige, schwarzgelockte Paul, nach seinem Aeltervater benannt, scheint ein Knabe von großen Fähigkeiten zu seyn, der einst den Ruhm seines Namens erneuern kann. Sein Vater hat eine Bildungsanstalt nach der Idee unserer höhern Töchterschulen angelegt, und lebt und webt in seiner Erziehungswelt. Die reformirte Kirche, bei welcher er als Prediger stehet, ist eine Simultankirche, nach der Idee Friedrichs I., der hiedurch die Wiedervereinigung von Lutheranern und Zwinglianern bewirken wollte. In der That hat diese Einrichtung viel beigetragen, die scharfen Ecken beider Partheien abzuschleifen, und es steht zu erwarten, daß bald kein Unterschied mehr seyn wird. Aeßerliche Veranstaltungen führen mehr zum Frieden als große Folianten von Schriften, die geschrieben werden. Ob man nicht ver

sachen

suchen könnte, Simultankirchen von Katholischen und Protestanten, nach derselben Idee einzurichten? Selbst Simultanschulen können dieselbe Absicht befördern.

Einen glücklichen Anfang hat man mit der Vereinigung der katholischen und protestantischen Universität zu Breslau und des Gymnasiums zu Braunsberg gemacht. Vielleicht ist der Geschichtschreiber einst so glücklich sagen zu können, daß die erwünschte Vereinigung der getrennten (einzigen) Kirche, durch preußische Veranstaltungen befördert worden.

Landsberg hat viele Tuchfabriken und schifft vieles Getreide aus Polen die Oder hinauf. Von hier fuhr ich am 27sten April durch den Warthebruch (so heißt alles niedrige Land zwischen den Adern der Warthe), zwei Meilen längs einem Damm, und hatte die Berge gegen Mittag, welche mit Dörfern, Kirchen und Landhäusern längs der Warthe amphitheatralisch geziert sind, zur Ansicht. Darauf wendet sich der Weg vom Damm links durch eine Sandhalde nach dem Städtchen Drossen. Unterweges traf ich einen lügenhaften Müller an, den ich mit dem Worte Gottes schalt. Er wollte mich nicht aufnehmen, weil, wie er sagte, alle seine Stallungen voll Pferde wären. Da ich aber fand, daß seine Stallungen nicht voll Pferde waren, sondern ganz leer, so kehrte ich bei ihm ein

mit den Worten: „Einer trage des andern Last, so wird das Gesetz Christi erfüllet. Wer die Wahrheit nicht liebt, der scheuet das Licht, damit seine Werke nicht offenbar werden. Wer seinen Stall mehr liebet, als Christi Diener, der ist sein nicht werth und hat seinen Lohn mit der Unwahrheit." — Da er hörte von Christi Diener, so gings ihm durchs Herz, und er wurde beschämt, mochte mich auch wohl länger behalten wollen, ich aber verließ ihn nach einer Stunde. (Dieser Müller wohnet auf der Haide bei Kriest.) Abends kam ich spät in Drossen an. Mein Wirth, der ehemals beim Zoll gesessen, war besser als der Müller auf der Haide, und dabei ein frommer Himmelsbetrachter. Als wir gegen Mitternacht unter dem bestirnten Himmel gingen, so wußte er mir jedes Sternbild zu nennen. Auch unterrichtet er seine Kinder in der Himmelskunde. Da thut er sehr recht. Denn wer zum Himmel aufschauen lernt, der vergißt die Erdenleiden und alle Last der Einquartierung. Von oben kommt ja die einzige Hülfe und das Ende aller Leiden. Auf dem Wege nach Frankfurth lernte ich am folgenden Tage den reformirten Prediger Hüneke kennen, der mit Weib und Kind von einem Besuch aus Drossen kam. Seine Frau erkundigte sich, da sie hörte, ich komme von Königsberg, mit vieler Innigkeit nach der Frau des Prof. Hüllmann.

Wahrscheinlich hat einst ein schwesterliches Band diese jugendlichen Seelen umschlungen, was Zeit und Schicksal, die oft anders wollen als wir, nachmals getrennt hat. In den Gesichtszügen ihres Mannes war der Gedanke an die großen Begebenheiten der Zeit unverkennbar zu lesen. Schon in Drossen sprach man von einer Schlacht, die zwischen Jena und Leipzig mit ungeheurem Blutvergießen wäre gekämpft worden, wobei 15000 Preußen, nebst dem General v. York geblieben. Mir schien der Ort des Treffens nicht unwahrscheinlich, aber die Zeit noch zu früh, indem Napoleon seine Streitkräfte noch nicht concentrirt hatte. Als ich in Kunersdorf, eine Stunde vor Frankfurth, angekommen war, so stieg ich aus, um das berühmte Schlachtfeld aus dem siebenjährigen Kriege zu besehen. Hinter einem kleinen Fichtenwalde erhebt sich eine Reihe von Sandhügeln, die bis gegen Frankfurth hinlaufen; sie beherrschen das ganze Oderthal, was mit einem jungen Baumaufschlage bewachsen ist. Ich erstaune über die Kühnheit des Gedankens von Friedrich dem Großen, diese Anhöhen, die mit ungeheurer Artillerie besetzt waren, aus dem Thal zu erstürmen. Das Dörfchen ging in Flammen auf, nur die Kirche blieb stehen, gleich als ob das Heilige unbesiegt über die Zerstörung hinblickt. Hier, an einem Hohlwege zwischen dem Thalwalde und

den Anhöhen, fiel Kleist. Dort vor dem Dorfe kamen Oestreicher unter Daun den Preußen in den Rücken; hier ist die Stätte, wo Friedrich unerschüttert das Treffen und den Rückzug ordnete. Welche wehmüthige Erinnerungen stiegen in meiner Seele auf! Großer Mann deines Jahrhunderts, könnte ein Seufzer dich von den Schatten zurückrufen, wie ganz anders würde es bald in Europa werden!

Frankfurth hat die schönste Lage von allen Städten, die ich noch gesehen. Es liegt an der Oder mitten wie in einem Garten, von beiden Seiten mit Bergen umschirmt. Die Häuser sind mehrentheils in großem Stil und edlem Geschmack gebaut. Die Oderbrücke war von den Franzosen abgebrannt, ist aber itzt mit vielen Kosten wieder aufgebaut. An dem rechten Ufer, nicht weit von der Brücke, steht das Denkmal des edlen Fürsten Leopold von Braunschweig, der, um eine Familie zu retten, in der Oder ertrank. So groß als die That des Helden war, der seinen Tod im reißenden Strome fand, eben so edel ist der Zug der Stadt Frankfurth, die aus Dankbarkeit dem Menschenfreunde dies schöne und colossale Denkmal setzte. Eben so gereicht es dieser Stadt zur Ehre, auf einem andern schönen Platze dem unvergeßlichen Dichter Kleist eine Gedächtnißsäule errichtet zu haben. Auf der einen Seite der Pyrami-

de liest man folgende Inschrift: „Fürs Vaterland sank er danieder, So wünschte es sein Heldengeist. Unsterblich groß durch seine Lieder, Ruht hier der Held, der Weise, Kleist." Auf der Umseite liest man: Forti musarum amico societas □. (weil die Freimaurergesellschaft, deren Mitglied Kleist war, dieses Denkmal errichtete). Auf demselben schönen Platze vor der Stadt, wo man unter Schattengebüschen lustwandelt, steht unter vielen Andern noch ein Denkmal mit folgender Inschrift: Philosophia obitus libata a Deo deducit, penitus hausta ad Deum reducit. Der Name Reichard steht auf dem Monument, ohne daß man erfährt, wer derselbe gewesen. Was die Einwohner betrifft, deren Zahl auf 12000 sich beläuft, so vermissen sie ungern die Universität, welche 300 Jahre hier bestanden und der Stadt viel Leben und Verkehr gegeben. Selbst die einzige Buchhandlung scheint für die Zukunft hier nicht bestehen zu können. Das academische Gebäude und die Bibliothek sind zum Heu-Magazin und Pferdebehälter gemacht worden. Wo jüngst die Stühle der Weisheit standen, hat itzt der Krieg seine Last hingeladen. Auch diese blühende Anstalt Deutschlands ist verschwunden, so wie Helmstädt und andre aufgehört haben zu seyn. Wie viel Gutes wird der Krieg nicht noch zerstören!

Uebrigens sind die Einwohner alle voll Pa-

triotismus. Selbst die beiden Prediger Wöhner und Herrmann, die ich besuchte, hatten ihre Landsturm-Spieße im Hause stehend, und waren nichts weniger entschlossen, als sich an die Spitze zu stellen, wofern ein Feindeshaufen sich zeigen sollte. Eine literärische Seltenheit an einem Manne fiel mir als merkwürdig auf: der Prof. und Prediger Herrman hat seit vielen Jahren ein Kollegium über biblische Texte auf Casualfälle gelesen. Für alle menschlichen Zufälle, die sich ereignen, auch nicht ereignen können, hat er mit größtem Fleiß einen Text ausfindig gemacht. Mir fiel bei Anblick seines Heftes jenes Gebet ein für Jemand, der von dem Kirchthurme fällt. — Selbst auf Napoleon waren in dem Hefte mehr als 30 Bibelstellen, die ganz auf ihn passen sollen.

Am 29sten verließ ich Frankfurth und fuhr über die Chaussee nach Berlin. Wie freuete ich mich den Sand überwunden und endlich festen Boden unter den Rädern zu haben. Gleich jenseit der Oder wird der Boden bergig aber die Herrschaft des Sandes hebt wieder an. Von allen Gegenden Deutschlands wird diese zuerst zur Wüstenei werden, wenn das Schicksal Egyptens und Babylons auch in Europa anfangen wird in Erfüllung zu gehen. In Müncheberg fand ich den Superintendenten Noack, einen Mann mit lebendigem Sinne für die Wissenschaft. Er be-

gleitete mich in meine Wohnung, und wir sprachen über die neuen Fortschritte der theologisch- und philosophischen Literatur bis um Mitternacht. Am folgenden Tage Nachmittag um 3 Uhr sahe ich die große Königsstadt mit ihren prächtigen Thürmen vor mir liegen. Man fährt durch einen dreifachen Lindengang zum Frankfurther Thor hinein. Berlin ist von Innen und Außen so voll von Linden, daß man sie vorzugsweise die Lindenstadt heißen könnte. In der That kühlt dieser Baum feuchtend den sandigen Boden, und hält mit seiner breiten Laube den brennenden Sonnenstich von der zarten Haut der Berlinerinnen ab.

Potsdam, den 5. Mai 1815.

Am Abende meiner Ankunft in Berlin wurde ich von einem Mitgliede der Humanitätsgesellschaft in ihre Versammlung geführt, wo ich verschiedene Professoren, Prediger und andre Offizianten kennen lernte. Der berühmte Astronom, Herr Prof. Bode, las eine Abhandlung über die scheinbare Größe der Sonne aus den Planeten und andern Weltkörpern gesehen, vor; welche nachher zum Gegenstande des Gesprächs gemacht wurde. Es folgte ein frugales Mahl, bei welchem theils literärische, theils andre freundschaftliche Gespräche mit einander wechselten. Diese Gesellschaft ist eine wahre Schule der Humanität,

und ich bedaure, daß in Königsberg noch nichts Aehnliches existirt.

Da ich am folgenden Morgen gerade den Sonntag eintraf, so machte ich mir's zum Geschäft, die berühmtesten Prediger und Kanzelredner Berlins kennen zu lernen. Zuerst ging ich um 8 Uhr nach der Domkirche, um den Probst und Oberkonsistorialrath Hanstein zu hören. (Er predigt itzt im Dom, weil die abgebrannte Petri-Kirche noch nicht wieder aufgebauet ist.) Da heute das Dankfest für die glückliche Einnahme der Vestungen Thorn und Spandau gefeiert werden sollte, so hielt er eine Casualpredigt, legte aber das Sonntags-Evangelium vom guten Hirten zu Grunde. Gebet und Einleitung hatte ich schon versäumt, und trat eben ein, wie das Thema angekündigt wurde. Es lautete: Das Evangelium von Christo das kräftigste Mittel, die große Sache des Vaterlandes gelingen zu machen; denn es macht uns stark durch den Glauben, erleichtert das Pflichtgebot durch die Liebe, befeiert unsern Muth durch das Beispiel Jesu, und erhebt uns über Grab und Tod durch Hoffnung. Diese Sätze wurden sehr passend aus dem evangelischen Text hergeleitet. Ich habe noch nie einen Geistlichen gesehen, der so viel körperliche Beredsamkeit besitzt und mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen fortreißt. Eine reine, voll- und wohltönende Stim-

me, deutliche, langsame Artikulation, so daß kein Buchstab verloren geht, ein freier und edler Anstand (mehr kleine als große Person), ein rundes, wohlgebildetes männliches Gesicht, schwarzbraun gelocktes Haar, ein feuervolles Auge, lebhafte Gestikulation und fast zu viel Bewegung auf der Kanzel (die eher stört als befördert.) Auch schien es mir, als ob sein Ton bisweilen mehr das einzelne Wort als den Gedanken bezeichnete und aushöbe. Dennoch ist mir noch nie ein Redner vorgekommen, der in seine Worte so viel — zu legen versteht. Jeder unbedeutende Ausdruck erhält in seinem Munde Bedeutung und hohe Wichtigkeit. Daher kommt es, daß Hansteins Predigten sich besser hören als lesen lassen. Auf dem Papier scheinen sie bisweilen matt — und thun weniger Wirkung; aber auf der Kanzel, von ihm vorgetragen, sind sie ein Feuer vom Himmel, das die Herzen nicht nur erwärmt sondern entflammt. Von dem gefeierten preuß. Kanzelredner Quandt (dem unter den Deutschen nur Mosheim gleich kam), ist es bekannt, daß er nie dahin zu bringen war, auch nur einen seiner Vorträge drucken zu lassen; denn er sagte: ich kann ihnen doch meinen Ton, meine Stimme, meine Empfindung nicht mitgeben. Noch muß ich erwähnen, daß ich etwas von dem, was man bei den Alten Salbung — nannte, in seinem Vortrage wahrgenommen. Diese

Salbung ist mir nämlich der Erguß eines lebendigen, religiösen Gefühls in biblischen Kraftausdrücken, wo man weniger auf Klarheit der Begriffe, als auf das innige Ergreifen des ganzen Gemüths hinarbeitet. Doch genug von diesem ausgezeichneten Kanzelredner. Nach 9 Uhr ging ich nach der Nicolai-Kirche, um den Probst und Oberkonsistorialrath Ribbeck zu hören. Hier fand ich fast das Gegentheil vom Vorigen — und doch gefiel mir die Predigt ausnehmend, und schien mir in einer andern Art vollkommen. Wenig oder gar keine Gestikulation, eine mehr sanfte als starke Stimme, etwas Bescheidenes und fast sollt' ich sagen Gezwungenes im Anstande — dagegen ein hoher Ernst und eine Würde, die Ehrfurcht gebietet, Ruhe und himmlische Verklärung im Auge, ein Antlitz auf dem der Friede Gottes wohnet, und etwas Apostolisches im ganzen Wesen. Dabei ein zusammenhängender und wenig geschmückter Vortrag, aber edel und gedankenvoll; kein Wort, was nicht an seine Stelle hingehörte oder überflüßig wäre. Die Deklamation ist eine Art Melodie, die nach einigen Strophen immer wiederkehrt, und dem Ohr äußerst wohlthut. Das Gedachte des Vortrages wird durch dieses Musikalische mehr mit der Empfindung verschmolzen, und das für den Verstand Gesagte dem Herzen näher gebracht. Hiezu kommt noch bei einigen

Stellen eine herzinnige Rührung, die aus einem tiefbewegten Gemüth emporsteigt, und die philosophische Trockenheit auf eine erwärmende Weise mildert. Ribbeck sprach über die Selbstachtung, gleichfalls aus dem Evangelio hergeleitet, und schloß mit einem Dankgebet und einer kräftigen Fürbitte um ferneren Segen für unsre Waffen. — Ich hatte noch einmal Gelegenheit, am folgenden Tage diesen ehrwürdigen Kanzelredner, bei der Landwehrvereidigung in einer andern Kirche zu hören. Sehr feierlich war der Zuruf mit erhobener Stimme: Heilig, heilig, heilig ist der HErr, und wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht! Eine feierliche Stille — und nun erfolgte die Eidesleistung. Unmittelbar darauf wieder derselbe Zuruf: Heilig, heilig ꝛc. Die Kirche war gedrängt voll. Nur gefielen mir zwei Dinge nicht: Einmal, daß die Landwehrmänner kein Liederbuch in der Hand hatten, um mitsingen zu könnnn, während alle andre Zuhörer mit gedruckten Liederzetteln versehen waren. Zweitens, daß nur lauter Vornehme und Gebildete durch Billette in die Kirche gelassen, als kämen sie zum Schauspiel, und die Armen ausgeschlossen wurden. So weit sind wir von dem Sinne Jesu und der ersten Christen entfernt!

Einen Geistlichen von ganz andrer Art lernte ich an dem Prediger Jänike (bei der böhmi-

schen Gemeinde) kennen. Er ist wie ein Vater unter seinen Kindern, oder wie ein liebevoller Rathgeber unter Freunden. Der didactische, kalte Ton fällt ganz fort. Hier ist nichts von Beredsamkeit, nichts von kunstvollem Vortrag, nichts von tiefer Gelehrsamkeit — dagegen mehr eine fromme freundschaftliche Unterhaltung, als eine Predigt. Man sieht es ihm an, daß es ihm um das practische Christenthum und Erweckung eines frommen Sinnes mehr zu thun ist, als um Belehrung des Verstandes. Ich glaubte mich in eine Gemeinde der ersten christlichen Zeiten versetzt, wo Lehrer und Lernende ein Herz und eine Seele waren. In sichtbare Freude verklärte sich wie der heitere Himmel des Alten Gesicht, wenn er von der Liebe zu seinem Heilande und von dessen freudiger Nachfolge sprach. Diese Heiterkeit wurde nur dann getrübt, wenn er bisweilen auf einen Schriftverdreher zu sprechen kam. So konnte er nicht unterlassen bei der Stelle Joh. XX, 28. anzumerken: Einer unsrer hiesigen Schriftforscher, der aber die Schrift oft verkehrte, meinte, der Ausruf: mein HErr und mein Gott, wäre nicht eine Aeußerung des Glaubens von dem Thomas gewesen, sondern nur ein Ausruf der Verwunderung, als hätte er sagen wollen: Ach mein Gott! das ist recht sonderbar! Armer, einst gerühmter Mann — fügte er bedaurend hinzu: konnte deine

Gelehrsamkeit dich dahin führen, daß du Schiffbruch am Glauben littest, und den klaren Sinn der Schrift nicht sahest oder nicht sehen wolltest! Itzt wirst du es wohl schon besser einsehen! Gehabe dich selig! Diese Apostrophe war vermuthlich an Tellern gerichtet. Was ich sehr lobenswürdig finde, ist, daß dieser, im Geist Speners thätige Mann, einen Betsaal (mit Kanzel und Orgel) in seiner Wohnung angelegt hat, wo er täglich biblische Erbauungsstunden hält. — Nur auf diesem Wege ist die Rückkehr der apostolischen Frömmigkeit zu erwarten. So lange unsre Geistlichen bloß öffentliche Redner und Sakramentverwalter sind, ohne häusliche Erbauung und tägliche Ermahnung zu halten, wird aus dem Reiche Gottes nichts werden. Durch Schmuck der Rede oder höhere Pracht fürs Auge, die nur armselige Nothbehelfe sind, wird der Sache nicht aufgeholfen werden. Die Zeiten der Chrysostome zeugten mehr vom Sinken als vom Zunehmen des practischen Christenthums. Doch genug von geistlichen Sachen. Was die Bauart der Stadt betrifft, so ist fast jedes Haus ein Pallast, die Straßen sind breit und gerade, und die öffentlichen Plätze mit schattigen Bäumen bepflanzt. Die Straße: Unter den Linden, genannt, mit einer vierfachen Lindenreihe, ist eine der schönsten und besuchtesten von Berlin. Alles was nur sehen und gesehen wer-

den will, strömt hier schaarenweise durch das Brandenburger Thor nach dem Thiergarten, um theils in schattigen Gängen unter duftenden Wohlgerüchen zu wandeln, theils in Lustgärten und Erfrischungshäusern bei den Tönen einer anmuthigen Musik den Trank des Morgenlandes zu genießen. Ueber dem geschmackvollen Thore standen ehemals 4 Rosse und ein Wagen mit der fahrenden Viktoria aus Erz — ein prachtvolles Werk. Dies haben die Franzosen bei der ersten Besitznahme Berlins weggenommen. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Zeughaus, das königliche Schloß und die Kirchen am Gensd'armes-Platz diejenigen, welche sich am mehresten durch Erhabenheit des Stils auszeichnen. Sehr sonderbar gegen diesen Geschmack stechen die Bildsäulen der Generale Friedrichs II. auf dem Wilhelms-Platz ab, wo die Helden Schwerin, Keith, Winterfeld rc. in altmodischer Tracht, mit Zopf und Perruque abgebildet stehen. Man muß unwillkührlich bei dem ersten Anblicke die Miene verziehen. Wie konnte eine solche Idee auch nur aufgefaßt werden? Was für alle Zeiten ist, muß das Gewand aller Zeiten haben. Was die Form eines Jahrhunderts trägt, geht mit dem Jahrhundert unter. Je näher dem Ideal der Natur, desto unsterblicher ist ein Werk. Die zarte Hand der Griechen faßte in der Kunst das

Idealische auf, daher schufen sie Werke für die Ewigkeit. Schon Kant sagt: Was schön seyn soll, muß überall und zu aller Zeit gefallen.

Belzig in Sachsen, den 6. Mai 1813.

Was von den öffentlichen Kunstwerken Berlins am wenigsten gegen den guten Geschmack sündigt, ist die Statüe des großen Churfürsten auf der langen Brücke. Das kräftige Roß ist ein Griff aus der Natur, und das kühne Gesicht des Helden erweckt wieder Muth und Kühnheit. Durch die Wirkung lobt sich das Werk. In des alten Dessauers Gesicht auf dem Domplatze ist viel Gutmüthigkeit, — alles andre aber an ihm scheint mir eines Helden unwürdig. Das Palais des Prinzen Heinrich ist bei Stiftung der Universität von dem Könige zum academischen Gebrauch geschenkt worden. Die Professoren aller Fakultäten kommen hier täglich zusammen, um in den zahlreichen Hörsälen ihre Vorlesungen zu halten. Dies bildet einen literärischen Vereinigungspunkt, der die Bekanntschaften unter Professoren und Studierenden erleichtert, und der Mittheilung wissenschaftlicher Entdeckungen vortheilhaft ist. Hinter dem Pallaste befindet sich ein Garten, wo Lehrer und Lernende unter Schattengängen zur Erholung lustwandeln und sich unterhalten können. Aus dem Schwarm und Getümmel unter den Lin-

den rettet man sich hier in die Stille der Musen, wo das Geräusch der Straßen verstummt, und ein andres Leben und Treiben in der Welt der Ideen angeht. Ob aber dies nahe äußerliche Getümmel, in welches der Jüngling, nachdem er den Hörsal verlassen, sich hineinstürzt, zur Nahrung und Befestigung der erhaltenen Ideen beiträgt, ist eine Frage, die sich schwerlich mit Ja beantworten läßt. In dieser Hinsicht wäre zu wünschen, daß das ganze Musenlocale, sammt den Wohnunzen der Professoren und Studierenden mit einer abgelegenen und stillen Gegend der Stadt vertauscht würde. Uebrigens sind hier, wie zu Königsberg, viele junge Leute zur Armee abgegangen, daher die Professoren genöthigt sind für 3 bis 6 Zuhörer zu lesen.

Die Porzellän-Fabrike, welche ich sahe, ist wegen der wundervollen Malerei, gewiß die erste in Europa; an Güte des Thons mag die Dresdener oder Pariser Fabrike sie vielleicht übertreffen. Mehr als Alles, was ich in Berlin Großes und Herrliches gesehen, zogen mich zwei Institute an, die der Menschheit zur Ehre gereichen; diese sind, das Taubstummen- und Blinden-Institut. Erstres ist ein Werk des verstorbenen Professor Eschke, und wird itzt von dessen würdigem Nachfolger, Prof. Grashoff, geleitet. Mehr als 40 unglückliche Mädchen und Knaben, denen die Natur

tur

tur die Gabe des Gehörs und der Sprache, die gewöhnlichsten Mittel der Belehrung, versagt hat, erhalten durch den bewundernswürdigsten Fleiß der Lehrer die Sprache, und erlernen alle menschliche Kenntnisse. Das ihnen mangelnde Gehör ersetzen sie durch das Gesicht; denn sie sehen dem Sprechenden die Worte an der Bewegung der Lippen ab, und antworten darauf ohne sich selbst hören zu können. Sie überflügeln an Scharfsinn und schneller Fassungskraft alle andre fünfsinnige Menschen. Ich machte den Versuch, die abstractesten Ideen von ihnen beantworten und aufschreiben zu lassen, und sie waren in einem Augenblicke damit fertig. Herr Prof. Grashoff hatte die Güte, mir den ganzen Unterrichtsgang in drei Stunden praktisch zu zeigen. Die einzelnen Buchstaben anfangs den Kindern beizubringen, kostet die mehreste Anstrengung. Ein und mehrere Tage werden erfordert, bis sie das r oder x aus dem Munde herausbringen lernen. Das Syllabiren und Lesen gehet hierauf schon schneller. Außer der Tonsprache haben die Kinder noch die Zeichensprache, welche ihnen zur Unterhaltung dient, wenn sie unter sich sind. Ein Zögling dieses Instituts, Herr Habermaaß, ist itzt schon selbst Lehrer und giebt Unterricht in den Wissenschaften. Diese Anstalt enthält Schüler aus den entferntesten Provinzen Deutschlands, und selbst aus Preußen und Curland.

Eine gleiche Bewunderung verdient das Blinden-Institut, was den Professor Zeune zum Director hat und 30 Zöglinge zählt. Der Mangel des Gesichts wird bei dem Unterrichte durch das Gefühl ersetzt, was bei ihnen in dem Grade geschärft ist, daß sie gedruckte Sachen durch Betastung lesen können. — Wenn man diese Anstalten gesehen hat, so kann man nicht umhin, von dankbarer Freude gerührt zu werden über die edle Entsagung der Männer, die ihr ganzes Leben mühevoll daran wenden, der leidenden Menschheit zu helfen. Welche irdische Vergeltung kann ihre unsäglichen Lehrer-Anstrengungen vergelten?

Seitdem die Vestung Spandau übergegangen war, hatte eine Wuth von Neugier alle Stände und Geschlechter ergriffen, die Ruinen der zusammengeschossenen Stadt zu sehen. Alles ging und ritt und fuhr hinaus, um dies Schauspiel zu haben. Gewiß fühlte sich jede Tochter und Gattin unglücklich, wenn sie in der Gesellschaft von den furchtbar schönen Trümmern nichts mitzusprechen wußte. In der That war dies das einzige Gespräch aller Zusammenkünfte, bis dann die großen Ereignisse bei Leipzig die Zungen auf einen andern Gegenstand lenkten. Es war ein kluger Einfall des Magistrats, jene berlinische Neugier mit einem Impost zu belegen. Jeder Angekommene mußte nämlich beim Eintritt in dies Rui-

nen-Theater 8 gGr. bezahlen. Hiedurch ist für die Abgebrannten mehr eingekommen, als durch die Collecten in allen Kirchen Berlins. Am Tage meiner Abreise von Berlin besuchte ich noch Vormittags das Waltersche Museum im academischen Gebäude, worüber Dr. Rudolphi die Aufsicht führt. Es soll das größte anatomische Cabinet in Europa seyn. Hier ist der Mensch in allen Momenten seines Lebens von der kleinsten Embryogestalt bis zum Todtengerippe, theils in Spiritus, theils unter Glaseinfassung zu sehen. Alle innern und äußern Theile des menschlichen Körpers, jeder kleinste Nerv hat seinen Namen, und ist wohl 40 bis 50 Mal in einer andern Gestalt und Lage zu beschauen. Welch eine Wunderwelt ist das kleine Wesen, Mensch genannt! Man muß in Staunen und Anbetung versinken über die Kunst, mit welcher alles in einandergeschlungen und zum harmonischen Ganzen verbunden ist. Das größte Wunderwerk von Allen aber ist das Nichtsichtbare, was einst alle diese Theile belebt und zusammengehalten hat. Wo ist der unbekannte Fremdling geblieben, der unter diesem Laubwerk eine Zeitlang wohnte und zu den Fenstern hinaussah — dann aber davon ging, als es ein wenig einzuregnen anfing — ohne die Miethe zu bezahlen —?

Zwei Stunden vor meiner Abreise wurde die

Nachricht an den Straßenecken bekannt gemacht. daß unweit Leipzig bei Lützen eine große Schlacht vorgefallen, und daß die Verbündeten am 2ten Mal das Schlachtfeld bis um Mitternacht behauptet hätten; Napoleon ist selbst dabei gewesen. Diese Nachricht erregte allgemeine Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man wies Briefe vor, die von großen Trophäen, von eroberten Kanonen u. dergl. sprachen. Mir kam die Nachricht etwas verdächtig vor, weil Napoleon, wenn er wirklich zugegen gewesen, nie ohne überlegne Macht wird angegriffen haben, sondern sich lieber bis zum Rhein zurück ziehen würde, bis seine Kavallerie herangekommen. Die Bekanntmachung läßt mich vielmehr eine zweite Eylauer Schlacht vermuthen, wo man auch bis um Mitternacht das Schlachtfeld behauptete, dann aber sich bis Königsberg zurückzog — statt die errungenen Vortheile zu verfolgen. Auch will man heute hier schon wissen, daß die Franzosen Leipzig wieder besetzt hätten. Da ich nur kurze Zeit in Berlin mich aufhalten konnte, so habe ich nicht viele gelehrte Bekanntschaften machen können. Herrn Prof. Marheinike besuchte ich Sonntag Abend, und fand einen liebenswürdigen jungen Mann an ihm. Wir kamen im Gespräch auf den Gebrauch der Poesie in der Religion zu reden, welches er nicht gestattete, indem in der Religion keine Täu-

schung statt finden müsse. Herrn Schleiermacher und De Wette habe ich nicht sprechen können, aber Herrn Dr. Bellermann, der dem Cöllnischen Gymnasio vorsteht. Er theilte mir einige Ideen von seiner hebräischen Metric mit, die er schon in den Druck gegeben, und die über diese dunkle Gegend in der hebräischen Literatur ein neues Licht verbreiten kann. Die Programme des Director Snethlage am Joachimsthaler Gymnasio zeichnen sich durch ein Bestreben aus, den religiösen Geist in den Schülern wieder zu erwecken, und die Liebe zu realen Kenntnissen anzufachen. Dies ist eine neue Morgenröthe, die in den gelehrten Schulen aufgeht. Alles hat seine Zeit; auch der frivole Leichtsinn gehet vorüber.

Es war schon spät am Tage, als ich Berlin verließ, und kam daher gegen Nacht in Potsdam an, so daß ich kaum Zeit hatte, eine Stunde an die Fortsetzung meines Tagebuchs zu wenden. Kaum war die Sonne aufgegangen, so fuhr ich auch schon wieder heraus, ohne etwas von den Herrlichkeiten Friedrichs II. gesehen zu haben. Die Havel macht hier romantische Gegenden. Schlösser, Weinberge, Hügel, Seen, Lustgärten wechseln so anmuthig mit einander ab, daß man sich in ein bezaubertes Feenreich versetzt zu seyn glaubt. Eine Meile hinter Potsdam bei Baumgartenbrück hört die Chaussee auf, und es hebt der flie-

gende Sand, dies ew'ge Erbstück der Mark Brandenburg, wieder an. Das Städtchen Brück liegt schon auf dem sächsischen Gebiete; aber die Gegenden Sachsens, welche am rechten Elbufer liegen, tragen noch die Physiognomie der Mark an sich. Nichts von den schönen Dörfern und fetten Fluren, Weinbergen, Obstgärten u. dergl., die man in Sachsen erwartet, sondern Sand, Haideland und Wildniß. Erst, wo das Uferland gegen die Elbe sich herabsenket, hebt das Reich der Fruchtbarkeit und eine andre Vegetation an. Die Stadt Belzig liegt in einem anmuthigen Thale, über welches die Trümmer eines alten Bergschlosses hervorragen.

Zweiter Abschnitt.

Vorfälle bis zum Waffenstillstande 1813.

Dessau, den 10. Mai 1813.

Mit vielen Beschwerden habe ich binnen vier Wochen einen Weg von hundert Meilen zurückgelegt und die Ufer des linden Pregels mit dem Gestade der schnellrauschender Elbe vertauscht. Als ich Königsbergs Thore verließ, waren die Felder noch nicht grün, sproßte noch kein Laub aus den Bäumen, und keine Heerden weideten auf den Triften. Wie überraschend hat sich die Szene für mich verändert. Alle Bäume stehen voll Blüthen, wie mit einem weißen Schleier überzogen. Die Aehren der Wintersaat schossen schon aus dem hohen Halm empor, und die Blumen des Junius prangen vielfarbig auf den Wiesen. Der Mai ist hier ganz der von den Dichtern schöngepriesene Frühlings-Mond, wo die Natur mit neuen Reizen wie eine Braut geschmückt erscheint. Bei uns sind die schönen Frühlingsschilderungen nur auf den Junius anwendbar. Die

Menschen sind hier eben so freundlich, wie die Natur, die sie umgiebt. Es scheinen die alten freundschaftlichen Verbindungen der Dessauischen Fürsten mit dem preußischen Hause eine Art von Anhänglichkeit zurückgelassen zu haben; daher wir hier eine freundschaftliche Aufnahme fanden.

Wie sehr freue ich mich, endlich das preußische Heer erreicht zu haben; es ist die Truppen-Abtheilung des Generals v. Bülow, welche nach der Schlacht bei Halle am 3ten Mai Befehl erhielt, sich nach Dessau zu ziehen. Auch die große verbündete russisch-preußische Armee zieht sich auf Dresden zurück; ein Zeichen, daß wir noch nicht stark genug sind, um die Vortheile des Sieges von Groß-Görschen zu behaupten. Unsere Vorposten gehen bis Köthen, Wörlitz und Bernburg. Die Absicht der Franzosen ist, bei Wittenberg durchzubrechen und die Stadt zu entsetzen. Daher versammelt der General v. Bülow seine Hauptmacht in der Nähe von Wittenberg, um jeden Versuch des Feindes zurückzuschlagen. Ueber die Schlacht bei Görschen am 2ten Mai ist hier nur eine Stimme. Alles ist mit Rührung und Bewunderung über den Heldenmuth der Preußen erfüllt. Napoleon gesteht selbst, er habe dem Ungestüm der Preußen dreimal weichen müssen. Durch diese Schlacht ist unser Vaterland gerettet. Der Feind hat uns ach-

ten und fürchten gelernt. Die Zehntausend Gebliebenen sind im wahren Sinne des Worts für das Vaterland gefallen, und haben sich einen unverwelklichen Kranz errungen.

Die Gegend um Dessau ist wunderschön, und ein wahrer Garten Gottes zu nennen. Die Wege sind mit zwei bis drei Reihen von Obstbäumen besetzt, und eben wie der Tisch. Von Dessau bis Wörlitz sind etwa zwei Meilen, und man fährt durch einen immerwährenden Park, an dessen einen Seite die Elbe malerische Inselgruppen bildet; auf der andern Seite wechseln anmuthige Felder, schöne Dörfer und Landhäuser, und Schlösser unaufhörlich ab, so daß die Augen mit wonnetrunkenem Entzücken sich an dem herrlichen Schauplatz Gottes weiden. Wie entartet müßte die Seele seyn, die in einer so schönen Natur niedre und unreine Gedanken hegen könnte. Da der Wörlitzer Garten für einen der schönsten in Deutschland gehalten wird, so trug ich ein großes Verlangen ihn zu sehen, und meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Der Umfang dieses Parks ist etwa zwei Meilen; daher man viel zu gehen hat, wenn man alles Merkwürdige sehen will. Von dem Schlosse, welches im antiquen Stil mit römischen Säulen gebauet ist, kommt man an den Wörlitzer See, dessen gegenüberstehende Ufer mit Tempeln, Statüen und Denkmälern aller Art, die

aus dem Grün anmuthig hervorspringen, zahlreich geschmückt sind. Der See umfließt eigentlich den ganzen Garten, und bildet verschiedene Inselgruppen, die besondre Gärten für sich ausmachen, aber durch Brücken und Fähren mit einander verbunden sind. Nach dem Uebersetzen, wo man sein eigner Fährmann ist (indem man vermittelst einer Winde die Fähre von der andern Seite herüberzieht), gelangt man zuerst in den Neumarker Garten (vom ersten Anpflanzer Neumark also benannt), aus einer Inselngruppe bestehend, die unter sich verbunden sind. Hier ist das Labyrinth und Elysium die Hauptparthie. Nach einigen Gängen durch Gebüsch zeigt sich in einer Rotunde von Cypressen umschattet der sterbende Krieger, nach der Antique aus Stein gehauen. Nicht fern davon am Ufer des Sees führt ein Bogengang auf Pfeilern ruhend zu der Gartenbibliothek, die viele kostbare Werke enthält. Itzt tritt man aus dem Reiche des Tages in das Gebiet der Nacht herab: das Labyrinth besteht aus unterirdischen Gängen, wo nur bisweilen ein Schimmerlicht durchfällt, der an der Wand dem Wanderer irgend einen Weisheitsspruch lesen läßt, um ihn vor den Irrwegen des menschlichen Lebens zu warnen. Endlich freuet man sich aus den grauenvollen Höhlen an eine lachende Flur zu gelangen, wo blumigte Wiesen, rauschende

Quellen und heitere Hügel verkünden, daß man in Elysium ist.

„Psyche schwebet aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht."

Hier stößt man auf die Brustbilder von Plato, Gellert, Lavater u. a. Wer sollte sich nicht freuen, diese Männer in Elysium anzutreffen? In einiger Entfernung auf einer kleinen Insel erblickt man das Monument Rousseau's, mit Pappeln umgeben; auf einer andern Insel lauter Rosengebüsche, die einen anmuthigen Geruch verbreiten. Schaaren von Schwänen schwimmen majestätisch auf dem See, und aus den hohen Platanen lassen die Nachtigallen ihren seelenbezaubernden Gesang erschallen. Wie schön ist dieser Morgen! Mich fesseln Elysiums Freuden; dürfte ich nicht mehr zurückkehren in die Welt, die voll Krieg und Plage ist!

Aus dem Neumarker Garten kommt man vermittelst einer Fähre in den Schochschen Garten, wo unter vielen andern Schönheiten das Gothische Haus die Hauptparthie ausmacht. Es ist dieses ein mit vielen Thürmen und vergoldeten Kuppeln versehenes Schloß, wo Alles, was der gothische Kunstfleiß und Geschmack Vorzügliches hervorgebracht hat, mit seltener Mühe und unend-

lichem Kostenaufwande zusammengeholt worden ist. Man bewundert besonders die Fortschritte der gothischen Glasmalerei auf den Fensterscheiben, die aus allen Weltgegenden zusammengebracht sind. Gothische Gemälde, gothische Statüen, Geräthe, Schriften, Verzierungen u. s. w. Kurz, man glaubt sich in die Zeiten des Mittelalters versetzt. Der alte Fürst, der Schöpfer dieses Gartens, hält sich hier am liebsten auf. (Fürwahr, der gothische Geschmack in der Baukunst kommt der Natur viel näher, als der Römische und Griechische.) Der Dianenhain, das Nympheum, und ein Wäldchen von Bäumen, die der Fürst mit eigner Hand alle gepflanzt hat, sind die übrigen Parthien dieses Gartens. In vielen Anlagen desselben spricht sich zugleich eine edle und tugendhafte Gesinnung aus. So hat der edle Herzog am Ende des Gartens seinem Gärtner ein Grabmal errichten lassen, und eine dankbare Inschrift darauf gesetzt, weil er die Anlagen so gut gemacht und ausgeführt hat. Von diesen kleinen Zügen wird unser Geist eben so sehr angezogen, wie von den Schönheiten der Kunst und Natur. Was ist der große Zauber, womit die Schöpfung Gottes uns so unwiderstehlich ergreift? Ist es nicht der hohe Sinn und die tiefe Empfindung, mit welcher der Schöpfer seine großen Anlagen gemacht, und die wir nur schwach nachempfinden können? Was so zu Her-

zen geht, muß doch aus irgend einem Herzen geflossen seyn —. Aus dem Schochischen Garten geht man über eine hängende Kettenbrücke, die sich schaukelnd über den Abgrund bewegt, nach dem Tempel der Flora. Fast alle Blumenarten, die Gott der HErr auf Erden wachsen läßt, sind hier beisammen zu sehen. Hier wohnt der Hofgärtner, der von allem Rede weiß, nur nicht von dem Schönsten und Herrlichsten. Was hilft seine gelehrte Benennung der Pflanzen und Bäume, da diese im Himmel doch ganz andre Namen haben. Mitten unter dieser grünenden Herrlichkeit erhebt sich ein antiques Gebäude, dessen Vordergiebel auf jonischen Säulen ruht, in dessen innerstem Gemach die Göttin der Blumen steht. Das ist die erste ächte Antique, die ich sehe. Mein Auge hing lange an dieser Marmor-Statüe, die noch so frisch und lebendig da steht, wie sie vor 2000 Jahren aus der Hand des Künstlers (aber wessen?) hervorging. Nicht fern von diesem Tempel gelangt man wieder durch unterirdische Gänge zu einem aus rohen Steinen unregelmäßig aufgethürmten Berge. Der schmale Pfad ist schwer zu erklimmen, wie der Pfad der Tugend, den er vorstellt. Diese Parthie heißt die Luisenklippe, der Fürstin von Dessau zum Gedächtniß also genannt. Man überschaut auf dem Gipfel alle Theile des Gartens. Von hier führt der Weg

durch einiges Gebüsch zu dem Venustempel, wo wiederum eine ächte Antique aus Rom die Göttin der Liebe darstellt. Ueber die Sonnenbrücke (die, wie die arabischen Sonnenbuchstaben, mit der Sonne nichts gemein hat) geht man voll schöner Erinnerungen nach dem Pantheon, worin Apoll, die 9 Musen, alle römischen und griechischen Gottheiten, auch ägyptische Statüen in Rotunden aufgestellt sind. Die Aegypter scheinen moralische Tugenden durch ihre Statüen versinnbildet zu haben, z. E. die Wachsamkeit durch eine Person mit dem Hundskopf. Ganz unerwartet im Hintergrunde erblickt man auch das Brustbild Napoleons. Wie kommt Saul unter die Propheten? Der Fürst stellte es aus Dankbarkeit auf. Die Statüen waren nämlich im Kriege schon alle auf der Reise nach Paris begriffen. Der Fürst schrieb an den Eroberer, und er schickte Alles zurück. Dies erinnert mich an einen Zug Friedrichs II. In der Dresdner Bildergallerie befand sich das Original von Correggio's Nacht; man rieth dem Sieger, es nach Potsdam bringen zu lassen; aber Friedrich begnügte sich mit der Copie davon, und ließ das Original in Dresden. Wenn das Kennerauge an diesen Herrlichkeiten des Alterthums sich genug geweidet hat, wird man zu dem neuen Monument geführt, welches ein viereckiges Gebäude ist, worauf eine Spitz-

säule von Porphyr, aus Rom herrührend, die Gegend überschauet. Hier kann man durch die Allee des Waldes in gerader Linie über die Elbe nach Coswig sehen. Im innersten Saale sind sämmtliche Fürsten von Dessau-Anhalt in halberhobener Arbeit abgebildet, zu sehen. Es befinden sich noch leere Stellen für die lebenden und künftigen. Endlich führt den fast müden Wanderer eine schwimmende Brücke zu dem feuerspeienden Berge hin. Hier ist die Insel Sizilien im Kleinen dargestellt. Eine schöne Villa am Ufer zeigt in verschiedenen Zimmern Gemälde von Venedig, Rom, Neapel 2c. Durch tiefe Gänge kommt man zum Tempel der Nacht, wo an der Decke der Sternenhimmel glänzt. Ein anderer Gang führt zum Tempel des Tages, wo Aurora und Helios ihr Gespann regieren. Fürchterlich schön erhebt sich am Ende der Insel hoch über dem Wasser empor der Vulcan. Dies ist die höchste Parthie im Garten. Mit Schwindeln sieht man von dem Crater in die Tiefe herab, wo Bimsteine, Lava und andre Ausbrüche zerstreut über einander liegen. Dies Werk von Felsenmassen aufgethürmt, hat dem Fürsten gewiß die mehresten Kosten verursacht. Um das Ganze noch einmal zu überschauen, ging ich zur Kirche des Orts zurück. Von dem gothischen, vergoldeten Thurme kann man Dessau, Halle, Wittenberg, Coswig und mehrere

Städte sehen. Das ganze Paradies liegt ausgebreitet zu den Füßen. Unzählige Dörfer, Felder und goldgestreifte Wiesen, Heerden und Saaten stellen ein Bild der Glückseligkeit dar, wie sie selten auf Erden beisammen ist. Die Kirche ist das schönste Gotteshaus, was ich je betreten, nur vermisse ich die schauerliche Erhabenheit darin, die den Frevler zu Boden schlägt. Die Pfeiler der Chöre sind aus Bäumen, die der Fürst einst mit eigner Hand gepflanzt hat — wieder ein Zug von schöner frommer Gesinnung. Auch in das Innere des Schlosses trieb mich noch die Wißbegier: Saal an Saal, Gemach an Gemach mit Statüen, Gemälden und Kupferstichen ohne Zahl. Zwei Originale von Rubens, Einige von Vernet und Hackert verweilten mich mit Ergötzung. Nachdem das Auge alle diese Pracht gesehen, zweifelt man, ob die Natur oder Kunst sich hier überbothen haben. Die Natur hatte eine flache Ebene, mit See und Gebüsch gegeben, die Kunst schuf Berge, Klippen, Tempel, Schlösser, Statüen. Genug des Schönen für heute und für immer, um einst sagen zu können: Auch ich war in Arkadien. Zum Schluß schrieb ich noch ein Paar Verse ab, die am Eingange des Schlosses stehen:

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt!
Ihr fehlts an Engeln — nicht an Pracht —
Daß sie kein Himmel ist.

Jedoch sie glänzt auch für die Tugend nur,
Der Unschuld ist sie schön.
Umsonst schmückt sich mit Reizen die Natur
Den Augen, die nicht sehn.

Belitz, den 20. Mai 1813.

Ich bin zum andern Mal in Potsdam gewesen. Da die Franzosen bei Torgau über die Elbe gegangen waren, wollten sie in die Mark einfallen. Der General v. Bülow brach daher, um ihnen zuvorzukommen, den 14ten Mai von Coswig über Treuenbrietzen nach Potsdam auf, blieb aber in Belitz. Die Franzosen, welche ihren Plan vereitelt sahen, zogen sich auf Luckau und Calow zurück. Zu Coswig genoß ich in dem Hanse des Hofpredigers Morgenroth viel Gefälligkeit. Hier fand ich an ihm und seiner Gattin ein Menschenpaar mit lebendigem Sinn für die Wunder der Natur, forschend nach Wahrheit mit kindlichem Gemüthe. In Treuenbrietzen und Belitz war der Schrecken vorangegangen. Man glaubte die Franzosen schon vor der Thür, und mit ihnen Plünderung und Mißhandlung aller Art. Ich hatte Mühe die Leute

zu trösten und zu beruhigen, bei denen ich einkehrte. Selbst in Potsdam hatte sich die Bestürzung aller Gemüther bemächtigt; man brachte die Kostbarkeiten in Sicherheit; die höhern Offizianten flüchteten sich. Selbst Geistliche, wie der Consist. Rath Natorp und Hofprediger Eilert, hatten sich entfernt. Ein Bild von Unerschrockenheit stellte der Superintendent Woldermann in Belitz dar. Mitten im lärmenden Gewühl stand er auf der Kanzel (es war gerade Sonntag) und predigte von der Standhaftigkeit im Unglück. Da ich mich einen Tag in Potsdam aufhielt, so besahe ich, in Gesellschaft meines Freundes Glogau, die Merkwürdigkeiten daselbst. Das Marmorschloß am heiligen See ist mit blauem schlesischen Marmor bekleidet, aber unvollendet geblieben. Es ist mehr einer ländlichen Villa, als einem königlichen Schlosse ähnlich. Dagegen zeichnet sich das sogenannte neue Palais, ein Werk Friedrichs II., an der andern Seite der Stadt, durch Pracht und Erhabenheit aus. Der Muschelsaal ist im gigantischen Stil gearbeitet. Die Wände sind mit Muscheln, Cristallen und glänzenden Steinen ausgelegt. Ungeheure Säulen tragen die majestätische Decke. So wie es nur einen Friedrich gab, so giebt es, glaube ich, auch nur einen solchen Saal. Der Conzertsaal, wo Friedrich die Flöte blies, und sein Arbeitszimmer, wo noch derselbe Stuhl

und Tisch da steht, deren sich der Einzige bediente — alles dieses flößet dem besuchenden Wanderer einen heiligen Schauer der Ehrfurcht ein. Das Schloß ist im sumpfigen Boden auf Pfählen gebauet, und hat so viele Millionen gekostet, daß Friedrich die Rechnungen zerrissen, ohne die Summe wissen zu wollen. Ganz anders ist das Schloß Sans-Souci gebauet; nur von einer Etage, gleicht es mehr dem Privathause eines begüterten Mannes, als einem königlichen Schlosse. Hier am östlichen Ende war sein Arbeitszimmer; hier schuf er seine unsterblichen Werke. Das Gebäude selbst ist auf einem Sandberge angelegt. Auch hierin offenbaret sich die Größe des schaffenden Genius. Er wollte die Natur überwinden: hier zwang er dem fliegenden Sande, dort dem sumpfigen Meer ein Elysium und Olymp zugleich ab. Auch bereicherte er durch Arbeit auf solche Weise viele Familien, und gab vielen Händen nährende Beschäftigung. Andre Merkwürdigkeiten sind das Belvedere auf einem Berge, die künstlichen Ruinen, die Eremitage, Grotte, Bildergallerie und die Gärten, welche gesehen zu werden verdienen. Die Stadt Potsdam ist eben so prachtvoll und regelmäßig gebauet, als Berlin, aber todt und menschenleer, denn sie wurde ursprünglich für Soldaten aufgebauet. Der Bürger bekam ein massives, pallastähnliches Haus um-

sonst — mußte aber dafür eine bestimmte Zahl von Soldaten aufnehmen. Der Bürger lebte nur vom Soldaten, gab ihm Wein und Brod für seinen empfangenen Sold. Jtzt ist der Soldat ausgezogen und der Bürger darbet.

Nachdem man die massive Pracht der beiden Städte Berlin und Potsdam gesehen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Vieles erzwungen und durch Macht aufgetrieben, nicht aber aus dem Wohlstande der Nation aufgeblühet sey.

Cottbus, den 1. Juni 1813.

Da der General v. Bülow nach der Lausitz vordrang, so verließ ich Potsdam den 19ten Mai; übernachtete am 20sten beim Oberprediger Kempe in Trebbin, einem rüstigen Manne, der das Roß eben so mächtig lenkt, als die Herzen seiner Gemeinde. Am folgenden Tage in dem sächsischen Städtchen Baruth fand ich eine gefällige Aufnahme bei dem Superintendenten Erler, der den Prof. Krause in Königsberg kennet. Die Prediger Sachsens sind ihrem Superintendenten mehr subordinirt, als die Preußischen; denn jährlich muß jeder Synodale vor ihm erscheinen, und eine Predigt halten, über welche der Superintendent den Synodalen Zurechtweisung giebt. Wie doch die protestantischen Geistlichen dahin arbeiten, ihre

eigene Authorität zu untergraben! Was mag das Volk zu einer solchen Predigt denken, und wie schülerhaft erscheint hier ein alter Landpfarrer mit grauem Haar gegen einen jungen aufgeblasenen Superintendenten! Und welch ein Mißbrauch des göttlichen Wortes, welches nur zur Erbauung und zum Trost gepredigt werden soll, nicht aber zum Rezensiren, daß man dem Spötter ins Urtheil falle! Ueber die sächsischen Landschulen ist der Schwindel des Pestalozzismus, Dank sey es dem Steuren des seligen Reinhard! noch nicht ausgebrochen. Der Schulmeister unterrichtet nach der alten Art, ohne von Olivier etwas zu wissen, und der sächsische Bauer geht in der Regel wohlunterrichteter und gescheiter aus der Schule heraus, als der Preußische. Die ziemlich große Kirche in Baruth war schon zum Magazin bestimmt: Mehl- und Brandwein-Tonnen sollten an die Stätte kommen, wo der Geist Gottes wohnet. Ein Gang zum Kriegs-Commissarius Jacobi, und meine Fürbitte, die heilige Stätte zu schonen, schlug nicht fehl; die Kirche blieb frei. Die russische Nation hat hohe Achtung vor die Gotteshäuser; sollten denn wir Deutsche hierin die Franzosen nachahmen, die Pferdeställe aus den Kirchen machen? Das sey ferne! Der religiöse Sinn unsrer Väter muß wiederkehren, die ihre Kirchen heilig hielten, und ihre geliebten Todten nahe bei

ihnen begruben. Am 24sten Mai brach ich von Baruth nach Luckau auf. Ehe ich Baruth verließ, sprach ich einen armen Tischler, den die Franzosen ausgeplündert hatten. Weib und Kind lagen krank darnieder. Mit Thränen erzählte er mir, daß ein preußischer Offizier, von seiner Noth gerührt, ihm zwei Thaler und ein Brod geschenkt habe. Den Namen dieses edlen Mannes habe ich nicht erfahren können. So kehren noch gute Engel bei Menschen ein! Dagegen klagte der Prediger zu Paplitz, ohnweit Baruth, daß die Russen seine Gärten und Gebäude verwüstet, obgleich er dem Offizier 10 Rthlr. gegeben, daß er ihn vor Plünderung seiner Leute schützen möchte. In Luckau, der Hauptstadt im sächsischen Theil der Niederlausitz, kehrte ich bei dem Archidiakonus M. Marcus ein, der viele Zeitungsgelehrsamkeit besaß, und alles wußte, was im Fach der neuen theologischen Literatur geschrieben worden. Die Literatur-Zeitungen haben den Grund gelegt zu der Oberflächlichkeit unsrer Gelehrten. Man begnügt sich an des Rezensenten Urtheile, ohne ein Buch selbst zu lesen; und doch spricht man darüber so, als ob man es studiert hätte. Ein ächt-wissenschaftliches Werk findet daher auch wenig Käufer. Wozu soll man sich quälen, um es durchzustudieren? Die allzeitfertigen Rezensenten werden uns bald sagen, was darin enthalten ist, und

uns die Mühe ersparen, selbst zu urtheilen. Sobald aber ein Journal angekündigt wird, so greift ein Jeder mit Begierde zu, denn er erlangt den Schein der Gelehrsamkeit ohne alle Mühe. Hr. M. Marcus hatte sich eben die Analecten von D. Tschirner kommen lassen, und fand es befremdend, daß ich den 2ten Theil dieses Journals noch nicht kannte. Beschämt bat ich mir dasselbe von ihm aus, und erhielt es sogar zum Eigenthum für den Ladenpreis. Wenn ich lange in Sachsen bleibe, werde ich bald ein gelehrter Mann werden. Ueber eine Stelle aus Rosenmüllers Erklärung des Ezechiel hätte ich gerne ein Gespräch angeknüpft, allein Herr M. hatte den Rosenmüller nicht durchgelesen.

Die Kirche in Luckau ist groß und majestätisch gewölbt, und fast so andachterweckend, wie eine katholische. Man spricht hier deutsch und wendisch; die Prediger auf dem Lande müssen in beiden Sprachen predigen. Die Wenden accentuiren gerade so ihre Wörter, als die Litthauer; auch stimmen einige Worte beider Völker überein, daher man anfangs getäuscht wird, und wirklich Litthauer zu hören glaubt. Am 26sten Mai gingen wir vorwärts nach Calow, weil die Franzosen sich auf Bautzen hingezogen hatten. Unsere Avantgarden haben 300 Gefangene gemacht. Es läuft die Nachricht ein, der General v. York

habe die Franzosen unter Lauriston geschlagen. Napoleon aber soll den General Blücher bei Bautzen angegriffen, jedoch einen eben so harten Stand, als bei Lützen gehabt haben. Da am folgenden Tage das Himmelfahrtsfest eintraf, und die Truppen stehen blieben, so wurde im Lager Gottesdienst gehalten. Ich predigte von dem Glauben an Unsterblichkeit, als eine Quelle des Muths, um sich fürs Vaterland aufzuopfern. Es war ein schöner Morgen, und viel Volks aus der Stadt strömte hinzu, diesem neuen Schauspiele beizuwohnen. Es waren dieselben Truppen, vor welchen ich einst an der Ostsee, an der Windau und Düna im vorigen Jahre das Wort verkündigt hatte. An meinem freundlichen und feingebildeten Wirthe, Herrn v. Goldberg, lernte ich einen Gelehrten kennen, der sich ein höchst seltenes Fach zu seinem Studium erwählt hat, nämlich die Genealogie. Hierin lebt und webt er vom Morgen bis auf den Abend. Mit großen Kosten hat er sich alle Schriften verschafft, die in das Fach einschlagen, und arbeitet an einem Lexicon sämmtlicher europäischer Adelsfamilien, das gewiß sehr vollständig ausfallen wird. Hiebei besitzt er eine reichhaltige Sammlung von Wappen der merkwürdigsten Familien. Möchte ich doch so viele Kenntnisse in der Kirchengeschichte oder Exegese besitzen, als dieser Mann in der Genealogie!

Da meine beiden Pferde verlahmt waren, so mußte ich, obgleich die Armee am folgenden Tage aufbrach, zurückbleiben, welches mir bald übel bekommen wäre. Das Umtauschen meiner Pferde, die ich nach Luckau zurückgesandt hatte, verzögerte meinen Marsch um zwei Tage. Der General von Bülow hatte sich seitwärts nach Cottbus hingezogen, und obgleich man mich warnte, die gerade Straße über Vetschau nach Cottbus zu reisen, weil der Feind in der Nähe wäre, so wollte ich doch nicht den Furchtsamen spielen und reiste getrost, am 30sten Mai, von Calau ab. Aber kaum war ich eine Stunde gefahren, so erblickte ich, auf einem Hügel, eine Anzahl Reiter vom südlich gelegenen Walde mit verhängtem Zügel auf mich heransprengen. Dies waren französische Husaren. Sogleich befahl ich meinem Kutscher, seine Mondirung auszuziehen und geschwind meinen Mantel umzuwerfen; ich selbst nahm schnell meinen Talar um, band den Kragen vor, und setzte mein Barett auf. Dies war mein Glück; sie hielten mich für einen sächsischen Prediger, die auch eine solche Reverende tragen. Noch war der Wagen nicht unten am Hügel, so erscholl es schon: Halt! Arretez! Ich ließ den Wagen halten. „Qui êtes-vous? Wer seynd? Ich: „Pasteur. Wo komm' sie, wo geh' Sie hin? Ich: „Nach Vetschau. Hab' sie gesehn Ruß? Ich: Ja, 100 Kosacken rit-

ten nach jenem Dorf, nur noch vor einer Stunde." Als sie das Wort Kosack hörten, so kehrten sie rasch um und verließen mich, ohne ein Pferd oder sonst etwas zu nehmen. Wie dankte ich Gott, so glücklich davon gekommen zu seyn! Dies ist schon das zweite Mal, daß ich der Gefangennehmung sehr nahe gewesen bin.

Breslau, den 12. Juni 1815.

In Cottbus, dieser ehemals preußischen Stadt wurden wir mit offenen Armen aufgenommen; Freude war auf allen Gesichtern zu lesen, denn die Furcht vor den Franzosen war durch unser Einrücken ganz verschwunden. Die Stadt liegt an der Spree, und treibt bedeutenden Handel mit Berlin und Frankfurth. Durch zweierlei Fabrikate zeichnet sich die fleißige Hand der 5000 Einwohner vor andern Städten aus: durch Tuchbereitung und Bierbrauerei. Das Cottbusser Bier ist von so angenehmen Geschmack, daß ich während meines dreitägigen Aufenthalts ganz zu demselben bekehrt worden. Mein Wirth war der Prediger Korn, der mir ganz als das Bild deutscher Redlichkeit und Treue erschien. Seine Frau war in den Spreewald geflüchtet. Diese 7 Meilen lange und 2 Meilen breite Wildniß wird dadurch gebildet, daß die Spree sich in 10 bis 12 Arme zertheilt, und Inseln bildet, die mit Waldung be-

wachsen sind; keine Armee kann in diesem Moorbruch agiren; daher dient er vielen Familien zum Zufluchtsort, die mit Kind und Habseligkeiten vor der Wuth der Franzosen dahin geflüchtet sind. Ich machte hier die interessante Bekanntschaft des Hofprediger Müller, aus Preußen gebürtig, dessen 3000 Bände starke Bibliothek eine vollständige und schätzbare Sammlung preußischer Geschichtswerke enthält. Seine Wohnung auf dem Schlosse ist eine der geschmackvollsten, die ich je gesehen habe. Die Gegend ist hier flach und sandig; es haben aber einige Kaufleute von Vermögen anmuthige Landhäuser vor den Thoren erbaut und Gärten gepflanzt, die das ebene Land sehr verschönern. Die Einwohner sind dem preußischen Hause enthusiastisch ergeben, und haben gleich nach der Besetzung eine ansehnliche Landwehr gestellt.

Die Franzosen unter dem Marschall Oudinot, welche der Gen. Borstel schon am 28sten bei Hoyerswerda angegriffen hatte, machten itzt eine Flankenbewegung nach der Seite von Berlin hin. Kaum hatte der General v. Bülow diesen Marsch erfahren, so brach er in der Nacht zum 4ten Juni von Cottbus auf, und überrumpelte den Vortrab bei Luckau, schlug ihn gleich aus dem Felde, und nahm dem Feinde 4 Kanonen ab. Da ich nun nicht zum dritten Male nach Berlin

und Potsdam zurückgehen wollte, so entschloß ich mich auf gut Glück, allein ohne Marschroute den Weg zum Blücherschen Corps einzuschlagen, obgleich die Communication mit demselben abgeschnitten war. Um nicht den Franzosen in die Hände zu fallen, deren Vorposten bis an die Oder streiften, mußte ich bei Crossen über die Oder gehen, und durch einen Theil Polens nach Breslau zu kommen suchen. In Guben, einem romantisch im Thale der Neisse gelegenen Städtchen, wurde ich auf dem Weinberge des Pastor Poppo mit dem herrlichen Gubener Wein von 1811 erquickt. Die Weinberge liegen in malerischer Schönheit an der Morgenseite des Gubener Berges, der sich hoch über die Stadt erhebt. Jeder Eigenthümer hat auf dem Berge sein Lusthaus, wohin er mit seiner Familie den Nachmittag wallfahrtet, um den Weinberg zu beschaffen. Der Sohn des gedachten Pastors — ein Leipziger Student, der wegen der Kriegsunruhen nach Hause geflüchtet war, hatte einige griechische Autoren, z. E. den Thucydides vor sich liegen, die er studierte. Er sprach mit vielem Enthusiasmus von Herrmann, dessen Parthey er ergriffen. Die Philologen Leipzigs theilen sich nämlich in zwei Schulen ab, deren Häupter Beck und Herrmann sind. Letztere hält mehr auf Metric und äußre Form, Erstere aber mehr auf Gedanken und

Inhalt der Schriftsteller. Das Schöne, was von Gott ausgeflossen, liegt weder im Gedanken noch in der Form allein, sondern in der harmonischen Verschmelzung beider; doch wollte ich wetten, daß der Inhalt mehr, als die Form zum Schönen thue. Es ist aber eine schöne Erweiterung der Exegese, wenn die Philologen unserer Zeit auch auf die Melodie und den Rhythmus, der z. E. in Cicero's und Demosthenes, ja sogar in Thucydides Schreibart verborgen ist, aufmerksam machen. Nur mögen sie sich nicht rühmen, die Braut errungen zu haben, wenn sie das Geheimniß der Metric verstehen. Auch der Berg hat seinen Rhythmus, der Strom seine Metric, und das Meer seine gewaltige Melodie. Da stehen sie nun und messen des Berges Höhe, und berechnen des Stromes Fall, und senken die Bleischnur ins Meer, und glauben es gefunden zu haben. Aber während des Messens entfloh ihnen die Seele der Natur. Besser interpretirten Homer und Shakespear, Raphael und Schiller die Natur: sie rauschten mit in die Saiten, und wurden eins mit der Schöpfung; ohne Maaß und Zirkel und Senkblei wurden sie fortgerissen von dem Geist der Schönheit, und trafen die rechten Accorde und Linien. Der ist mir der beste Interpret, der eins wird mit dem Autor in Gedanken und Gefühl, und in dem Augenblick die Ilias

mit erdichtet — wenn er sie lieset. Wer beim Sylbenzählen verweilt, dem geht es wie dem Vater der Medea, der, indem er die zerstückten Glieder des Sohnes auflas, das Schiff des Jason nicht erreichte.

Was die Einwohner Gubens betrifft, so sind sie sehr erbittert auf die Preußen. Da sie einen von unsern Soldaten erschlagen hatten, so wurde ihnen vom General Borstell eine Contribution von 6000 Thaler aufgelegt, die ihren Haß noch vermehrte. Ich reiste am Sonnabend von hier nach Crossen ab. In dem Walde dahin begegnete mir das Ostpreußische National-Cavallerie-Regiment, wo ich viele Bekannte aus Königsberg wiedersahe, unter andern Huwe, Rakowski, Beutler u. m. Sie kamen über Frankfurth, und gingen nach Luckau zum Corps des General von Bülow. Crossen ist eine neu gebaute Stadt, liegt am Zusammenfluß des Bobers mit der Oder, und enthält viele Tuchfabriken. Die schlesische Landwehr des Grüneberger Bezirks war hier eingerückt, um die Stadt vor einem Ueberfall der Franzosen zu decken. An dem folgenden Tage übernachtete ich in Züllichau bei dem Superintendenten N . . ., der vor Jahresfrist in Königsberg den Cursus der Zellerschen Lehrmethode mitgemacht, aber nichts mitgebracht hatte, als den Ekel vor dessen Sprachtabellen. Es existirt hier

das Steinbartische Pädagogium, eine Anstalt, die der Vater des berühmten Dr. Steinbart, ein hiesiger Fabrikant, mit dem Vermächtniß gestiftet, daß jedes Mal ein Gelehrter aus der Steinbarthschen Familie der Director seyn soll. Nachdem ich in der hiesigen Buchhandlung mir eine Karte von Schlesien gekauft hatte, so reiste ist über Contop nach Fraustadt ab. In Contop, an der polnischen Grenze, lernte ich den Pastor Komitsch als einen heißen Patrioten kennen, der mit den preußischen Jägern im benachbarten Dorfe aus freien Stücken Gottesdienst und Communion gehalten hatte. Dieser Mann war mir auf dem Wege des Lebens wieder eine seltene und lehrreiche Erscheinung. Er gehört zu den wenigen Menschen, die aus der Empfindung denken, oder bei denen Gedanke und Empfindung eins sind. Mit jedem Worte, das er sprach, gab er sein ganzes Herz. An seiner liebenswürdigen Originalität hatte die Convention Nichts verdorben. Eine reine und kindliche Seele, die selbst gut, andern nur Gutes zutraut. Aus seinem Betragen ging das Bestreben hervor, das Leben der Idee unterzuordnen, der Wunsch, nicht sich, nur Andern zu leben. Die Wonne des Gesichts, aus der bittersten Armuth mitzutheilen und den Andern froh zu sehen! Dabei ein Unwissendseyn bei vieler Gelehrsamkeit, und ein Arbeiten nach

Geistesvervollkommnung! Woher ich denn dies Alles weiß? Aus seinen Büchern, die er studierte, aus seinen Fragen, die er that, aus der Behandlung der Einquartierten (es kamen noch mehrere hinzu) aus den Antworten und Reden mit seinen Gemeindegliedern, kurz, aus Allem, was er that und sprach. Da dachte ich bei mir selbst und sprach: Wieder ein Mensch unter Hunderttausenden! und blieb einen ganzen Tag bei ihm. Es war eben auch der letzte diesseits der Oder, denn in dem polnischen Strich Landes, den ich itzt betrat, giebt es nur Juden, Halbmenschen (ich rede von dem größern Theile der Polen) und entmenschte Christen. Wucher, Feudalismus und Schmutz — regieren hier in furchtbarer Gestalt, und ersticken jede Blume der Cultur. Eine Menge brodtlos gewordener Offizianten sind hier zurückgeblieben; da sie aber von der Gnade der Polen leben, so müssen sie sich zu verächtlicher Kriecherei herablassen. Die drei Städtchen Fraustadt, Lissa und Rawitsch, die ich zu passiren hatte, sind zum Theil ungepflastert und schlecht gebaut, mit Ausnahme eines Theils von Fraustadt, welchen der König nach dem großen Brande mit vielen Kosten schön und massiv hat aufbauen lassen. Vor Fraustadt und noch mehr vor Lissa ist eine solche Anzahl von Mühlen, welche die Stadt rings umgeben, daß es scheint, als wollten die schwingenden

den

den Flügel die Häuser in die Luft emporheben. Jedoch soll das Schicksal nicht mehr als 99 zulassen, denn die hundertste, wenn eine verwegene Hand sie erbauet, brennt jedes Mal ab. (Wo das Schicksal nicht allenthalben eingreift, so gar in die Vermehrung der Mühlen!) In diesen Mühlen werden die Gaben der Ceres, womit die Natur das Land hier üppig gesegnet hat, zermalmt, und kommen in Gestalt von Mehl, Graupen und Grützen aller Art auf die Märkte von Warschau, Breslau, Posen u. s. w. Der General Winzingerode kommandirt in dieser Gegend ein russisches Heer, um Polen vor einem französischen Streifzuge zu decken. Da die Kosacken bei den Vorposten mir Schwierigkeiten machten, so ging ich in Lissa zu diesem General hin, und bat um einen Paß in russischer Sprache, welcher mir auch sogleich ausgefertigt wurde. Hier erfuhr ich zuerst die Nachricht von einem geschlossenen Waffenstillstande, der nach Einigen vier, nach Andern sechs Wochen dauern soll. Dies dünkt mir eine List Napoleons, um seine Streitkräfte, besonders seine noch fehlende Kavallerie, herbeizuschaffen. Freilich bedürfte es sechs Wochen Zeit, bis die Gesandten aller Mächte, besonders die Nordamerikanischen zu dem vorgeschlagenen Prager Congreß zusammen kämen, um das Werk des Friedens zu schaffen, allein ich halte die Idee des

Congresses für eine spielende Erfindung Napoleons, um Oestreich täuschend hinzuhalten, welches die Hand schon ausgestreckt hat, um auf ihn loszuschlagen. — In Rawitsch fand ich kein Unterkommen, als bei der Wittwe eines ehemaligen preußischen Bürgermeisters, die gewiß nicht in den Himmel kommen wird, wofern eine halbe Stunde Stillschweigen dort herrschen soll.

Am 11ten fuhr ich über Trachenberg, einem schönen fürstlichen Schloß und Städtchen, und freute mich nicht wenig, Polen und den abscheulichen Sand in Rücken zu haben, womit der Weg hier gesegnet ist. Die Gegend hebt an bergig zu werden, und ich merke, daß es nach den Sudeten geht. Itzt eröffnet sich das schöne Oderthal, und ich sehe die Thürme Breslaus mit hohem Wonnegefühl, als das Ziel meiner Reise, endlich mir entgegenwinken. Viele russische Cavallerie versperrt mir den Weg. Nach vielem Gedränge habe ich das Thor erreicht; durch enge Straßen und hohe Häuser rollt mein Wagen zum Rathhause hin.

Strehlen, den 20. Jul. 1813.

Ich glaubte in Breslau von den Beschwerden meiner Reise ein Paar Tage Erholung zu bekommen, aber meine Hoffnung war vergeblich; denn keiner Militärperson ward der Aufenthalt in

der Stadt und innerhalb der Demarcations-Linie gestattet. Man wies mir auf dem Rathhause das Waffenstillstands-Reglement, wo es schwarz auf weiß zu lesen stand. Jedoch wirkte ich mir die Erlaubniß aus, diese Nacht vor dem Thore bleiben zu können. Ich fuhr also zur Stadt hinaus, wie ich hineingekommen war, und blieb in einem Gasthause am Schweidnitzer Thore, was die Franzosen geplündert hatten. Vor die zerschlagenen Fenster hing ich meinen Mantel, um mich vor dem Winde zu schützen, und statt der Thür mußte ein aufgerichtetes Tischblatt dienen. Es war drei Uhr nach Mittag, und ich lief nun nach der Stadt zurück, um doch etwas darin zu sehen. Enge Straßen, hohe Häuser, Kirche an Kirche, schmutziges Pflaster und lauter katholische Gesichtszüge. Man trägt schon Aepfel und Birnen zum Verkauf umher. Nach einigem Umhersehen fragte ich nach den Universitäts-Gebäuden, und man wies mich zu dem größten Pallaste hin, welcher in der Stadt erbaut worden. Ich glaube, keine Universität Deutschlands hat ein so geräumiges und prachtvolles Locale aufzuweisen. Die Aula ist ein königlicher Saal, wo alle öffentliche Actus gehalten werden. Die Sternwarte ist auch auf dem Pallaste; ein majestätischer Thurm hebt sich über derselben zu den Sternen empor. Von dem Castellan erfuhr ich, daß die mehresten Professoren da-

von gegangen wären; daher ich weder Augusti noch Saß oder irgend einen andern Theologen besuchen konnte. Da ich von der Bibliothek nicht weit entfernt war, so ging ich hinauf und fragte nach Kojalowitzens Historia Littuaniae. Der Bibliothekar sah mich nicht für vollwichtig an (welches mir wohl oft begegnet, da ich mir kein Ansehen zu geben weiß), und ließ mich vor der Thür warten. Endlich brachte man das Buch, und ich notirte mir einige Zeilen daraus in meine Schreibtafel. Als ich das Buch zurückgab, schien es ihm doch auffallend, daß Jemand nach einem Buche fragt, was wohl zehen Jahre unangerührt gestanden — und wollte wissen, wer ich wäre. Da ich ihm sagte: Der und der — aus Königsberg — so veränderte sich das strenge Bibliothekar-Gesicht mit einem Mal in eine freundliche Collegial-Miene um. Herr Prof. Schneider war es — der berühmte Lexicograph, der itzt ein ganz anderer Mann ward, meinetwegen zwei Stunden länger blieb, und mir die ganze Bibliothek zeigte. Die Vorräthe aus allen aufgehobenen Klöstern sind hier zusammen gestoppelt, und es ist wohl eine herkulische Arbeit, Alles zu ordnen und das Gold aus dem Schutt zu lesen. Der wackre und thätige Schneider hat es in dieser Arbeit ziemlich weit gebracht. Auch die Frankfurther Büchersammlung ist dazu gekommen. Kein Wunder, wenn also

die Breslauer Bibliothek zu einer der größten in Deutschland angewachsen ist. Das historische Fach ist überreich, und für die slawische Völkergeschichte eine unerschöpfliche neue Fundgrube eröfnet. Abends ward ich von ihm in einen schönen Garten vor dem Thore geführt, wohin seine liebenswürdige Tochter uns begleitete. Hier fand ich, was von academischen Lehrern noch zurück geblieben war, größten Theils beisammen, und lernte unter andern Herrn Link, einen großen Sprachforscher, und Hrn. Habicht kennen, der das Arabische in Paris gelernt hat und solches fertig spricht. Späterhin erfuhr ich, daß diese Versammlung der gelehrte Zirkel heißt; so sollte sie aber nicht heißen, sondern der Gelehrsamkeit liebende Zirkel. — Uebrigens hat Breslau das Ansehen eines soliden Reichthums, und gleicht einem Kaufmanne, der zwar ein altmodisch Kleid trägt, aber zu Hause Tausende kommandirt. Majestätisch und prachtvoll sind die Kirchen, und täglich zur Messe besucht — ein Zeichen, daß die Andacht hier noch ihre Hütte hat. Vor dem Schweidnitzer Thore, auf einem geräumigen Platze, steht ein Denkmal Tauenziens, mit Geschichten aus dem siebenjährigen Kriege geziert. — Gern hätte ich Jemanden gefragt, welchen mathematischen Körper dieses sargähnliche Postement vorstellt, aber ich fürchtete, für unwissend gehalten zu werden.

Am folgenden Morgen — es war ein schöner Sonntag Morgen, fuhr ich nach Strehlen zu, um in das preußische Hauptquartier zu kommen; aber kaum war ich bis in das Dorf Bettlern gelangt, so sperrten die Kosacken mir den Weg. Niemand durfte die Demarcationslinie überschreiten. Was war zu thun, als umzukehren nach Breslau, und über Ohlau zur Armee zu gelangen! Indessen versuchte ichs, noch eine Meile auf der Schweidnitzer Straße fortzufahren, bis ich die preußischen Vorposten erreichte. Dies gelang. Man ließ mich durch, und so kam ich über Manze (einem schönen Landsitze des Grafen Sandretzki), am folgenden Tage im Hauptquartier zu Strehlen an. Die Stadt wimmelte von Soldaten, und kaum fand ich ein Unterkommen bei dem böhmischen Prediger Szikora, außerhalb der Stadt. So war ich endlich nach einer Reise von 150 Meilen zu meiner Bestimmung angelangt, und wie herzlich froh war ich, einmal ausruhen zu können! Der General Blücher, bei welchem ich gleich nach meiner Ankunft mich meldete, und den ich zum ersten Male sah, hat ein martialisches Ansehen, und ist ein zweiter Zieten, ohne Komplimente, ohne alle Prätension, ein deutscher Mann in Wort und That. Auf seinem Gesichte steht zu lesen: Ich kann nicht lügen und nicht weichen. Er sagte mir, daß ich bei der Reserve-Kavallerie

die geistlichen Geschäfte versehen sollte. Diese stand in zwanzig Dörfern vertheilt; daher ich viele Tage brauchte, bis ich die sämmtlichen Kommandeurs der einzelnen Regimenter kennen lernte. Den General Röder hatte ich schon in Kurland kennen gelernt. Er ist gewiß einer der kenntnißreichsten Offiziere in der preußischen Armee. Unter ihm steht zugleich ein Theil der Garden, die nun zu meiner Gemeinde gehören. Meinen ersten Gottesdienst hielt ich mit dem Ostpreußischen Kürassier-Regiment, wo ich viele Bekannte aus Königsberg antraf. Ein Gottesdienst unter freiem Himmel hat viel Feierliches und Rührendes. An einem Altare von grünen Rasen knieten Offiziere und Gemeine nieder, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Den Bewohnern der Gegend war dies ein neuer und herzerhebender Anblick; daher sie mit hoher Achtung für das preußische Militär erfüllt wurden. Nach beendigtem Gottesdienste hatte ich das Glück, zwei meiner ehemaligen Schülerinnen, die Töchter des Generals v. Schönermark zu erblicken. Sie waren Zuhörerinnen gewesen, und Freudenthränen standen in ihrem Auge über mein Wiedersehen. Ich verlebte noch manchen glücklichen Tag in dieser Familie, welche durch die Erinnerung an Königsberg angenehm aufgeheitert wurde. Es dauerte drei Wochen lang, bis ich bei jedem Regimente die feierliche Andacht

vollbracht hatte. Die letzte geschahe zu Gläsendorf mit dem schlesischen Landwehr-Regiment No. 8., welches zum ersten Male Gottesdienst hatte und von mir eingesegnet wurde. Der Ort war ein grüner Platz im Eichenhain. Unter einer alten Eiche, die mit Blumen bekränzt war, hatte man den Rasen-Altar aufgerichtet. Die Pforten und Bogen waren mit Eichenlaub umwunden. Ringsum standen die Fahnenspieße umhergestellt. Hier schworen die Familienväter und Söhne Schlesiens für das Vaterland zu sterben. Es war ein stiller, heitrer Tag, der mir und Allen, die unter der Eiche das Abendmahl empfingen, gewiß unvergeßlich bleiben wird. Nachdem ich also meine erste Seelsorge bei der neuen Gemeinde vollbracht hatte, wandte ich einige Tage dazu an, um die benachbarten Gegenden kennen zu lernen. Ich reisete nach Reichenbach, Neisse und Gnadenfrei. Die hohen Gebirge gewährten mir das größte Entzücken. Es ist ein sonderbares Gefühl für den Fremdling, wenn er zum ersten Male diese aufgethürmten Riesenmassen vor sich liegen sieht; sie scheinen ihm Dinge aus einer andern Welt zu seyn. Noch 20 Meilen entfernt — erscheint ihr Abstand nur 3 bis 4 Meilen dem getäuschten Auge, das mit wonnetrunkenem Erstaunen an diesen blauen Trägern der Wolken hanget. Schon von Breslau aus sieht man den Zobtenberg, mit seiner Kapelle

auf dem höchsten Gipfel, in ganzer Majestät vor sich liegen. Er steht ganz abgesondert, als der Wächter und Thürhüter von den andern, Tag und Nacht unbewegt da, und sieht viele Geschlechter sterben. Wie viele Jahrtausende mag er doch schon gestanden haben? Einst sind die Wasser über seinen Gipfel gegangen, dies kann man deutlich sehen, und itzt badet er sich im Sonnenlichte. Die Ruinen eines alten Bergschlosses liegen unweit der Kirche und erinnern an die Ritter-Vorzeit. Hinter Reichenbach erhebt sich das Eulengebirge, welches die Vormauer der Grafschaft Glatz bildet. Die Stadt ist sehr schön gebaut, und merkwürdig wegen der Convention von 1790, der Vorrede zu dem itzigen verhängnißvollen Kriege. Wenn wird doch der Epilog erfolgen, und wo? Die Rede hat schon zu lange gedauert. Wir werden wohl noch manchen Berg zu übersteigen haben, bis das Dixi mit Kanonendonner wird gesprochen werden. Wegen Nähe der beiden Herrscher — ist hier der Sammelplatz aller Minister, Gesandten, Generale und des ganzen Hofstaates. Wagen an Wagen, Tressenhüte, Jagdhunde — Alles bunt durch einander. Man ist seines Lebens kaum sicher. Hinter der Stadt zieht sich das Dorf Ernstdorf fast eine Meile lang fort, und hat prachtvolle Häuser. Die Gebirgsdörfer Schlesiens sind alle ungeheuer groß, liegen mehrentheils so

tief in den Thälern versteckt, daß man sie nicht eher sieht, als bis man da ist. Sie werden gewöhnlich in Ober-, Mittel- und Unterdorf eingetheilt. Man sagte mir, daß das Dorf Langen-Bielau gegen 10,000 Einwohner habe. Diese nähren sich größtentheils vom Weben und Spinnen, sehen aber sehr mühselig und wie die Schatten aus, essen Kartoffeln und haben Kinder wie Sand am Meer. Die Uebervölkerung erzeugt großes Elend. Armuth, Schmutz und Laster sind ihre Einquartierung. — Das nennen sie nun Glückseligkeit und Staatsreichthum und Cultur — indeß die verhungerten — gespenstermäßigen Gestalten sich einander anbeißen möchten. Anderthalb Meilen von Reichenbach liegt die Herrenhuther-Colonie Gnadenfrei, welche ein Muster von Ordnung, Reinlichkeit und Frömmigkeit darbietet. Das Brüderhaus, drei Stock hoch, liegt von dem Schwesternhause abgesondert. Die Betten stehen alle in einem geräumigen Saale; jedes hat seine Nummer, und zwei Brüder wachen die Nacht durch. Das Schwesternhaus ist etwas kleiner; darinnen finden 111 Frauenzimmer ihren Unterhalt. Die unverheiratheten Frauenzimmer haben einerlei Schnitt der Kleidung, eben so die Wittwen, welche abgesondert wohnen. Der Gottesacker sieht einem Garten ähnlicher, als einem Kirchhofe. Hohe Buchen umschatten die Leichen-

steine und schöne Lauben bieten romantische Aussicht dar. Auf dem Leichensteine steht bloß: Bruder N. ging heim ꝛc. Dies Nachhausegehen gefällt mir. Man treibt sich doch hier nur umher, und wird gestoßen wie Knecht und Magd in der Fremde. Wer doch nur erst zu Hause wäre!! — Es werden täglich Morgen- und Abend-Betstunden gehalten. Der große Betsaal ist sehr schön gebaut, in Chöre oder Gesellschaften abgetheilt, wo Knaben, Mädchen, Wittwer, Wittwen!, Verheirathete, besonders sitzen. — Viele protestantische Eltern geben ihre Kinder zur Erziehung ins Brüder- oder Schwesternhaus. Im 13ten Jahre müssen sie jedoch das Institut verlassen oder sich zur Gemeinde halten. Der Ort hat 42 Häuser und etwa 1500 Einwohner. Man kann eine Herrenhuther-Colonie nicht ohne Rührung ansehen; welch eine Religiösität, Arbeitsamkeit, Ordnung und Stille! Wenn je eine Verbesserung des Menschengeschlechts zu erwarten steht, muß sie einst von dieser Christenfamilie ausgehen, die ein Herz und eine Seele ist. Was die übrigen Einwohner Ober-Schlesiens betrifft, so sind sie katholischer Religion, tief in Unwissenheit, und reden einen polnischen Accent, wie die Masuren in Preußen. Die Bäuerinnen um Neisse haben auch ihre eigene Tracht, welche in einem langen Ueber-Mantel und hohem Turbanähnlichen Kopfaufsatze besteht.

Die Stadt Neisse hat die weitläuftigsten Vestungswerke von der Welt. Man passirt wohl zehen bis zwölf Graben und Brücken, bis man in die Stadt kommt, welche sehr eng gebaut und voll Schmutz ist. Daher die Sterblichkeit hier größer, als in Wien und Paris ausfällt, denn dort stirbt der 20ste, hier aber schon der 14te Mensch. Der Branntwein hat hier seine reiche Quelle, und das Gemüse seinen Ueberfluß, da der Ort zwischen vielen Gewässern liegt. Die katholische Pfarrkirche ist eine der größten und schönsten in Schlesien; dagegen liegt der protestantische Betsaal so nahe an dem Orte der Göttin Cloacina, daß man vor üblen Geruch die Nase zuhalten muß. Man hofft ein anderes Locale zu erhalten, welches gewiß zu wünschen ist. Man hat ein großes Militär-Lazareth ohne alle Rücksicht an diesem ungesunden Ort angelegt. Wehe den armen Vaterlandsvertheidigern, die hieher gebracht werden! Sie kommen in ihr lebendiges Grab.

Nach diesem kleinen Ausfluge ins benachbarte Schlesien kehrte ich in mein Quartier nach Strehlen zurück; eine größere Reise ins Glatzer Gebirge und nach der Schneekoppe, muß ich auf die Zukunft ersparen. Mein Wirth, ein geborner Ungar, spricht wenig oder gar nicht Deutsch, daher ich meine Zuflucht zum Latein nehmen muß, um mich ihm verständlich zu machen. Seine Gemeinde

besteht aus mährischen Brüdern, die seit 1740 eingewandert und drei Dörfer, Hussinetz, Mehltener und Podiebrad erbaut haben: ein fleißiges Völkchen, was seine böhmische Sitten, Kleidung und Sprache beibehalten, und auch eine eigne Kirche zu Strehlen hat. Sie zeichnen sich durch ächte Religiösität aus, und haben Vieles mit den Herrenhuthern gemein; ihre Lehre ist die calvinische, und der Prediger steht unter dem Consistorio zu Breslau. Dieser wird von ihnen als der erste Bruder betrachtet, den sie in allen Stücken, selbst in häuslichen Sachen, um freundschaftlichen Rath fragen. Uebrigens hat er das Gesicht eines Kirchenvaters, und gehet in Knechtsgestalt einher. Nicht so die andern protestantischen Geistlichen: Sie haben alle etwas Herrisches in ihrem Wesen, und über den Gelehrten den Menschen eingebüßt. Viele suchen in Gesellschaften zu glänzen, und geben sich die verächtliche Mühe, die Vornehmen bei Tische durch Anekdotenwitz (worauf sie vorher studieren) zu unterhalten. Das ist auch Eitelkeit und Rauch des Windes — sagt Kohelet. Man spricht von Verlängerung des Waffenstillstandes, ich glaube aber an keinen Frieden, bevor eine Römerschlacht geschlagen ist.

Dritter Abschnitt.

Erster Feldzug durch Böhmen nach Sachsen.

Bedocur in Böhmen, den 15. Aug. 1813.

Der Waffenstillstand ist wirklich auf zehn Tage verlängert worden, weil Oestreich noch alle Mittel versuchen wollte, den Frieden herbeizuführen; aber alle Versuche waren vergeblich, den Gebieter des Schicksals, Napoleon, zu frommen Gedanken zu bringen. Die Oestreicher haben sich daher mit uns vereinigt, und eine Abtheilung des preußischen Heeres mit den Russen in Verbindung, ist in Böhmen eingerückt. Mir ist das Loos gefallen, mit dieser Abtheilung unter der Anführung des General Kleist mit zu wandern, und ich stehe bereits auf böhmischer Erde. Der Weg über die Gebirge war fürchterlich und gefahrvoll. Wir brachen den 7ten August aus der Gegend bei Strehlen auf: ein Theil ging über Glatz und Silberberg. Dieser letztere Weg ist der gefährlichste, daher nur Infanterie und Cavallerie allein

darauf fortkommen konnte, das Geschütz und sämmtliche Wagenburg mußte über Glatz gehen. In Frankenstein, einem romantischen Bergstädtchen, trug man eben einen Offizier zu Grabe, der in der Schlacht bei Lützen verwundet worden. Ich trat an das Grab und sprach einige Worte zu seinem Gedächtnisse; welches ich um so mehr für meine Pflicht hielt, da dieser Offizier aus Königsberg her war. Sein Name ist v. Morzinowski; er soll der einzige Sohn seiner Mutter seyn, die als Wittwe bei Königsberg lebt. Ruhe den Gebeinen! sie fielen für eine große Sache. Auffallend war es mir, daß keine militärischen Ehrenbezeugungen statt fanden, die einem jeden Offizier zukommen. Von Frankenstein (welches durch einen schiefgebauten Thurm merkwürdig ist; Andre sagen, er habe sich von selbst gesenkt), geht der Weg über Schönwalde in die Wolken hinauf zu dem schlesischen Gibraltar, der Vestung Silberberg. Friedrich II. hat dies herkulische Werk vollbracht. Felsen auf Felsen sieht man hier gethürmt, und der 70 Fuß tiefe Graben ist ganz in Felsen gehauen. Die größte Mühe hat der Brunnen auf dem Don Jon gekostet, der 120 Fuß tief in das Gestein herabgeht. Trotz der ungeheuren steilen Höhe, führt doch ein breiter Fahrweg allmählich sich windend zum Gipfel empor. In den drei Reihen Kasematten können 5000 Mann Raum finden.

Es giebt schöne Wohnungen, selbst eine Kirche darin; auch hat der Prediger hier seine Wohnung. Die Luft ist aber oben so rauh, daß man genöthigt ist, mitten im Sommer zu heitzen. Unter der Vestung (die eigentlich aus fünf befestigten Bergspitzen besteht), liegt oder hängt vielmehr an der Felsenwand die Stadt Silberberg, so daß immer ein Haus tiefer unter dem andern liegt, und die Straßen terrassenförmig gebaut sind. Das Flüßchen Pausa stürzt sich hier herab, und giebt den 600 Familien, die hier wohnen, ihr Wasser. Die Aussicht vom Don-Jon ist mahlerisch schön. Welch ein Entzücken, zu seinen Füßen eine hängende Stadt, schlängelnde Saatfelder, und in weit fortlaufenden Thälern Städte, Thürme, Dörfer, Landgüter und Bergspitzen in lieblichen Gruppen vor sich liegen zu sehen! Das Auge kann sich von dieser Wunderscene nicht loswinden. In silbernen Strahlenbändern flimmert das Erz des Berges, wenn die Sonne ihn bescheint, dem Wanderer entgegen. Man findet hier Cristalle, Topase, Jaspisse und andere Steine.

Die Vestung ist eigentlich der Schlüssel zu Böhmen, und die Straße führt mitten hindurch. Es war ein herrliches Schauspiel für mich, die ganze Armee in wallenden Zügen aus dem Thale den Berg hinauf, und wieder herunter wogen zu sehen. Mein Wagen war indessen unten im Dorfe

Schönwalde geblieben. Um die Gefahr zu vermeiden, Rad oder Achse zu zerbrechen, ging ich nicht über Silberberg, sondern schlug die Straße südwärts über Glatz ein. Zuerst kam ich nach dem Städtchen Wartha. Hier zeigte sich ein anderes Phänomen vor meinen Blicken. Es eröfnete sich ein tiefer Abgrund, in welchen man wie in den Tartarus herunterfährt. Die rauschende Neisse stürzt sich reißend durch den jähen Schlund, und hat die Felsenmassen von einander gerissen, um das Eingangsthor zu der Grafschaft Glatz zu bilden. Eine steile Granitwand erhebt sich fast senkrecht über das Wasser empor, zu deren Spitze man mit Schwindeln heraufsieht. Schwarze Tannen stehen auf dem Scheitel, und verbreiten ein heiliges Dunkel über diesen Tempel der Natur. Wundervoll ragen sogar einzelne Tannen, an die steile Felsenwand sich klammernd, zur Region des Lichts herauf, deren Kühnheit aber, wie die der Titanen bestraft wird, sie stürzen in den Tartarus herab, wenn ein schleudernder Blitz sie trifft, oder bleiben mit den Wurzeln an der Felsenwand hangen. Unten, zwischen den Granitmassen und der rauschenden Neisse führt ein Fußsteig, der Angst und Entzücken zugleich erregt; ein anderer Fußsteig geht rechts den Berg hinauf, an der Wohnung eines Eremiten vorbei, und ist mit Crucifixen und andern Heiligthümern

[7]

Bayerische Staatsbibliothek München

besetzt. Wen der Anblick dieses Heiligthums der Schöpfung nicht zur Andacht und stillen Anbetung stimmt, der hat keinen Sinn für das Große und Göttliche in der Natur. Mit Recht hat daher die Andacht diese Bergschlucht zu einem Wallfahrtsort bestimmt, der weit und breit aus allen Ländern besucht wird. Oben auf dem Berge stehet eine Kapelle mit dem Gnadenbilde, zu welchem jährlich über 40,000 Wallfahrer kommen. Sie ziehen größtentheils in Prozession, mit Fahnen, Pauken und Trompeten ein, und es ist daher in Wartha ein beständiger Jahrmarkt. Ich glaube, daß die Schönheit der Gegend eben so vielen Reiz für die Andächtigen hat, als das wunderthätige Marienbild, welches letztere schon im Jahr 1200 entdeckt worden ist. Die schönste Aussicht über dies (vielleicht einzige) Thal der Erde, genießt man von der steinernen Brücke über der Neisse, auch von dem alten Schlosse Barduhn, welches diesem Ort den Namen gegeben hat. Als ich auf der Brücke stand, zeigte sich noch ein Regenbogen, um die Schönheit zu vollenden. Solche Pracht sieht mein Auge nicht wieder. Es war der 9te August. Da ich mich lange in Wartha aufgehalten, so kam ich spät des Abends erst nach Glatz hin. Auch dies ist eine Bergvestung, doch nicht so hoch als Silberberg, aber eben so Erstaunen erregend; denn die mehresten Werke sind ganz

Bayerische Staatsbibliothek München

in Felsen gehauen, und nur zum Theil mit Mauerwerk ergänzt. Am bewunderswürdigsten sind die Minen, welche durchweg in Stein gehauen, und außerordentlich weitläuftig angelegt worden. Oben auf dem Don-Jon steht die Statüe des böhmischen Heiligen Nepomuc, von welchem mir folgende Anekdote erzählt wurde: Bei dem Bau der Vestung an der Stelle des alten Schlosses sahe Friedrich II. zwei Bildsäulen von Heiligen, nämlich von Nepomuc und von Florian. „Der Florian sagte er — ist fürs Feuer gut, indessen mich geht er nichts an; aber den Schutz-Patron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf der Vestung ein Thurm gebaut, und der heilige Nepomuc darauf gestellt werden. Dies geschah, und Friedrich erwarb sich die Liebe des katholischen gemeinen Mannes hiedurch im hohen Grade. Aber nun erfolgte ein merkwürdiges Wunder: Man hatte den Heiligen mit dem Gesichte nach Schlesien gewendet aufgestellt, aber an einem Morgen fand man ihn mit dem Gesicht nach Böhmen gedreht. Der Heilige hatte sich umgekehrt. Die Thatsache ist wirklich wahr, nur mit dem Umdrehen ging es sehr natürlich zu. Friedrich II. sahe nämlich den Heiligen lächelnd an und sagte: Es ist nicht recht, daß er das Gesicht nach Schlesien kehrt; hier hat er nichts zu thun. Man lasse ihn nach seinem Schutzlande hinschauen." Da-

hero drehte man den Heiligen um. Wenn aber dieser Heilige nicht von Stein wäre, so müßte er über die schöne Aussicht von diesem Standpunkte hoch entzückt seyn. Man übersieht die ganze Grafschaft, die einen Kreis oder Kessel bildet. Ein Kranz von blauen Gebirgen zieht sich rund um das ganze Land, welches nicht mit Unrecht die kleine Schweiz genannt wird. Am mehresten zieht die Heuscheuer, ein Berg, der die Gestalt eines Heuschobers hat, den Blick des Wanderers auf sich. Er ist beinahe 3000 Fuß über die Meeresfläche erhoben, und hat auf seiner Tafelplatte allerlei Steinfiguren, wovon der Großvaterstuhl die größte Naturmerkwürdigkeit ist. Wenn man dies von Bergen umschlossene Land betrachtet, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies ehemals eine See gewesen seyn muß. Als aber der Geist Gottes die Wasser bewegte, so brach es sich einen Durchgang durch die Felsen bei Wartha, und floß in der Neisse nach der Oder ab; auf der andern Seite aber zog es sich nach der Elbe ab. Bei dieser Wasserbewegung rissen sich hier ganze Felsenmassen ab, die itzt gar nicht an ihrer Stelle stehen, dort bildeten sich Höhlen und allerlei Berggestalten, wie die Adersbacher Steine, von welchen man mit Erstaunen fragen möchte: Welcher Bildhauer hat diese Kunstwerke ausgearbeitet? Dies sind die Buchstaben, an welchen die ganze

Schöpfungsgeschichte zu lesen ist. Die Natur schreibt mit gewaltiger Schrift in die Tafel der Ewigkeit. Wer das lieset, der merke drauf! — Außer der Hauptvestung sind auch die Berge außerhalb der Stadt befestigt. Glatz hat etwa 7000 Einwohner, und viele Kirchen und öffentliche Gebäude. In der katholischen Pfarrkirche liegt der Erzbischof Ernst von Prag begraben, von welchem einst das Marienbild auf dem Altar, wegen seiner Ausschweifungen, das Angesicht abgewendet haben soll. Hier zu Lande muß das Heidenthum mit dem Christenthum sich brüderlich paaren. In Frankenstein sah ich die christliche Kardinaltugend Liebe durch den Cupido abgebildet; in Silberberg stand neben Gott dem Vater der Jupiter mit seinem Blitzstrahl, und hier hat man dem Apostel Petrus den Merkur beigesellet. Intrate, nam et hic dii sunt. Auf der Vestung lernte ich den General Lindner kennen, der hier Staats-Arrestant ist, und zugleich ein großer Astronom; er war eben mit astronomischen Arbeiten beschäftigt, und sprach viel Gelehrtes. Da dacht ich bei mir selber: Einfältig seyn und den Himmel im Herzen tragen ist besser, als den Himmel messen und auf die Vestung kommen. Während unseres Gesprächs erschien ein Frauenzimmer, was einen stattlichen Anzug hatte, auf deren Gesicht aber etwas geschrieben stand, was einem schauderhaften Verbre-

chen ähnlich sahe. Man sagte mir, dies sey die berühmte Giftmischerin Ursinus aus Berlin. Ein kalter Schauer fuhr mir durch die Glieder bei diesem Namen. Ich glaube, wenn der heilige Nepomuc nicht schon umgekehrt stände, so würde er sich vor diesem Anblick umgedreht haben. Warum wird das Weib zweimal häßlicher durch das Laster, als der Mann? Weil Schönheit und Tugend Zwillingsschwestern sind, und weil das Laster eher mit der männlichen Kühnheit, als mit der weiblichen Sanftmuth, so zu sagen, harmoniret.

Ich fuhr noch denselben Tag bis nach Mittelsteine zu dem Herrn v. Lüttwitz, wo ich übernachtete. Dieser hat einen schönen Park, und auch ein Theater angelegt, wo Privatschauspiele gegeben werden. Der Adel Schlesiens ist von dem dritten Stande viel entfernter, als der in Altpreußen. Alles geht hier noch auf französischen Fuß zu. Ich fand hier z. E. einen französischen Hofmeister in einem ausgewanderten Geistlichen, eine französische Hausfrau u. dergl. Man schämt sich fast Deutsch zu sprechen. Geist Herrmanns, zürne nicht über dein entartetes Geschlecht, und laß den deutschen Auferstehungstag nicht lange mehr säumen! Dein Luther hat ein kräftiges Wort geredet, aber sie wollen es nicht hören; dein Wieland und Schiller sangen ein deutsches Lied,

aber sie wollen es nicht verstehen. Darum sind sie eine Zeitlang hingegeben von gallischen Skorpionen gezüchtigt zu werden, bis der Löwe erwacht und die Ketten zerreißt. — Am 11ten August standen wir schon auf böhmischem Grund und Boden. Der Weg geht über Abhänge, Bergschluchten und steile Felsenwände, und ist so eng, daß kaum ein Wagen durchkommen kann. Manches Rad und manche Achse mußte daher ein Opfer werden. Ich bin noch mit heiler Haut und blauem Auge davon gekommen, nur das mein Leib wie gerädert ist. Bei dem Städtchen Politz war das erste böhmische Nachtlager. Die Wachtfeuer auf der Berglehne bildeten einen malerischen Anblick; Musik und östreichischer Wein hielt die Freude wach bis Mitternacht; aber kaum eröffnete Aurora mit Rosenfingern (um mit Vater Homer zu reden) des Tages Pforten, so erscholl die Trommel wieder zum Aufbruch; wir wischten uns den Schlaf aus den Augen, und gingen einen fröhlichen Sang anstimmend weiter. Längs dem stürzenden Bergstrom Metau führte uns ein enger Paß zwischen dem Berge, der fürchterlich mit seinen Tannen über unserm Haupte hing — bis zu der freundlichen Stadt Nachod hin. Hier öfnet sich das Land, der Weg wird breiter, die Berge verschmelzen zu sanften Hügeln; blumige Auen und lachende Saatfelder verkünden, daß wir das

Bergsteigen überwunden haben. Es lüftet sich das Herz von der Beklommenheit und Angst; es ist uns zu Muth wie Schiffern, die von den Wellen umhergeworfen, endlich das feste Land im Hafen gewinnen. Die Einwohner blickten uns halb voll Freude und halb voll Beängstigung an, weil sie einerseits unsern Beistand billigen, andrerseits die Kriegsscenen in ihrem Lande befürchten. Die deutsche Sprache hört auf dem Lande völlig auf; man hört nur Böhmisch sprechen. Die Juden aber, welche hier zahlreich zu Hause sind, dienen als Dollmetscher und Wechsler zugleich. Sie stehen an der Landstraße mit Beuteln in der Hand, um preußisches Geld gegen böhmische Kupfermünze oder Papiergeld einzuwechseln. Silbergeld ist fast gar nicht im Umlauf. Die Stelle desselben vertreten die Guldenscheine ꝛc. Am 13ten August standen wir schon an der Elbe, welche hier die junge Elbe genannt wird; bei Jaromirz vereinigt sich die Aupa mit dem erstern Strom. Der junge Riese zeigt schon, wie einst Herkules in der Wiege, was er vermag, und daß er einst eine wichtige Rolle spielen werde. Das schöne Königen-Grätz — und die regelmäßige neue Vestung Josephstadt blieben uns zur Linken liegen.

Brüx in Böhmen, den 21. August 1813.

Unser Zug durch Böhmen deutet auf große Ereignisse: es gehet alles so still und geheimnißvoll zu, daß wir nur immer eine Stunde zuvor des Morgens erfahren, wo uns der Abend hinbringen soll. Auch sind die Einwohner von unserer Ankunft nicht unterrichtet. Da die an der Grenze der Lausitz stehende östreichische Armee unsern Marsch verdeckt, so glaube ich nicht, daß Napoleons Aufspürer etwas davon erfahren sollten. Was die Beschaffenheit des Bodens betrifft, so hat mich meine Erwartung angenehm getäuscht: ich fürchtete nichts als meilenlange Wälder (da ich so viel von böhmischen Wäldern gehört) Bergschluchten und Wildnisse anzutreffen, aber statt dessen prangt vor unsern Blicken ein ebenes, weites lachendes Saatfeld, wo der erste Bändiger der rohen Wildheit — der Pflug, das Erdreich weit und breit beherrscht. Alles ist hier vom Fürsten bis zum Käthner ein Landmann. Die Tochter der Ceres scheint hier von Pluto geraubt zu seyn. Aber fast dünkt mich der Ackerbau zu weit getrieben. Viele Meilen weit erblickt man fast keinen grünenden Baum; die Dörfer stehen alle ganz kahl, ohne Schatten und Gebüsch. Keine treuliche Weide lehnt sich an das Dach der Väter, kein Buchenhain umschirmt das Dörfchen und ladet die stille Liebe zum Spaziergang, wenn der Abend

blinkt; selbst auf dem Wege sieht der Wanderer umsonst nach einem labenden und kühlenden Zweig sich um, der ihn vor der Sonnengluth verbirgt. Obgleich hier der Feudalismus noch mächtig regiert, so sind die Dörfer gegen die Palläste doch nicht so abstechend, wie in andern slavischen Ländern, Polen, Rußland, Curland; denn der Landmann, wiewohl ein Gutsunterthan, ist hier viel reicher und wohlhabender wie dort, und hat in seinem angemalten räumlichen Häuschen auch wohl noch ein Zimmer im obern Stockwerk für einen besuchenden Freund; ein Hof von Wirthschaftsgebäuden umgiebt die trauliche Wohnung, zu welcher man erst durch eine ansehnliche Pforte der Mauerumhegung an der Vorseite des Hofes gelangt. Die Fenster sind mit großen Rauten von feinem böhmischen Glase geziert, und die Dächer statt des Strohes mit Schindeln gedeckt. Die Städte Jaromirz, Jechanitz, Bitzow und Kosselitz, die wir passirten, tragen ein hohes Alterthum, welches die engen Straßen, Giebelhäuser und Vorlauben beweisen. Bei dem letztern Ort gingen wir zum zweiten Mal über den Elbstrom, welcher eine entgegengesetzte Richtung genommen hat. Bei Königengrätz floß er gegen Süden. Hier strömt er nach Norden. In seiner jugendlichen Hitze war sein Absehen auf die Donau gerichtet, aber da vertrat ein Zug von den

Karpathen ihm den Weg, und er mußte bei Kolin „Rechts um kehr dich," machen. So wird oft unser Jugendplan vereitelt, und wir müssen nolens volens einen andern Weg einschlagen, als unsere brausende Leidenschaft oder weltumschaffende Phantasie uns vorspiegelte. Die Elbe hat hier schon hin und wieder Felsen-Ufer, wo die Steinmassen abgerissen schroff und spitzig hervorragen. Dieses scheinen aber abgerissene Trümmer von den nahen Bergen und aus jenen Zeiten her zu seyn, da noch keine Menschenwohnung hier stand. Am 17ten August des Abends langte ich im Dörfchen Lobkowitz, drei Meilen von Prag an, wo ein Schloß des Fürsten Lobkowitz steht. Dies war ein wichtiger Tag für uns, denn an demselben vereinigte sich die Kaiserl. östreichische Armee mit der unsrigen, und der Fürst von Schwarzenberg übernahm den Oberbefehl der ganzen Südarmee. Preußen und Oestreich vereinigt, — Süd- und Norddeutschland wieder ein Volk, eine Bruder-Nation: welch ein wichtiges Ereigniß! Die lange, seit Carl V. und der Reformation gehegte Trennung und Antipathie des protestantischen und katholischen Theils in Herrmanns Lande, ist nun gehoben. Die Folgen werden auch bald, furchtbar für Frankreich — sich zeigen. Man theilte uns ein Manifest mit, welches die Kriegserklärung Oestreichs an Frankreich

enthält. So edel und human ist wohl noch keine Kriegserklärung, seitdem Krieg geführt ward, geschrieben worden. Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe — heißt es am Schlusse — wird einst die Rechtmäßigkeit der Bewegungsgründe dazu — billigen.

Am 18ten August hatten wir endlich einen Ruhetag, und ich konnte wohl nichts Erfreulicheres thun, als die herrliche Hauptstadt Böhmens, Prag, zu besuchen. Der Weg führt über Berge dahin, so daß man sie nicht eher gewahr wird, als bis man da ist. Dann eröffnet sich aber auch ein Thal der Herrlichkeit und Pracht, welche den Fremdling mit hoher Bewunderung erfüllt. Die rauschende Moldau schlängelt sich durch die Hügelgruppen malerisch hindurch, und theilt die Stadt in zwei Theile. Viele Parthien von Häusern und Pallästen liegen auf Bergspitzen, wie in der Luft schwebend, andre hängen an dem Abhange der Berge, andre ragen tief aus dem Abgrunde herauf, und noch andre werden auf Inseln von dem spiegelnden Gewässer romantisch umflossen. Ich kam in der Frühstunde an. Welcher Pinsel malt die Schönheiten, welche ich sahe! Die Morgensonne vergoldete die hohen, gothischen Thürme, um welche noch ein zarter Nebelduft schwamm. Ein silberner Streif flimmerte von den Anhöhen, und zog sich als ein magisches Band durch die Häuser der Stadt. Dies ist die Moldau, welche

von oben herabgesehen, die Gärten, Inseln und Kirchen, wie mit einem weißen Saum zu umgeben scheint. Das Läuten der Glocken zur Frühmesse verkündigte, daß ich in eine katholische Stadt kommen würde. Ich glaubte noch alles im Schlafe zu finden, aber die Straßen wogten schon von Menschen, die auf und niederströmten; denn die Ankunft der beiden Kaiser, des ganzen Adels vom Lande, und einer Fluth von Soldaten aller Farbe und Sprache machten die Stadt noch einmal so volkreich und lebendig, als sie schon war. Die Straßen sind zwar nicht so breit und regelmäßig wie in Berlin, aber abwechselnder, Kirchen- und Pallästenreicher. In einer Buchhandlung lernte ich den Professor Neumann kennen, der bei der Universität die Chemie und Naturlehre vorträgt; einen humanen und gefälligen Mann, der mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen sich gütigst anboth. Wir gingen auf die Bibliothek, die einen Pallast zum Locale hat, und sich dadurch auszeichnet, daß die Prachtausgaben der classischen Werke aller Nationen in dem schönsten Einbande vorhanden sind. Die Geschichte und Patristic sind die reichhaltigsten Fächer. Neben Wielands, Schillers, Göthe's Schriften findet man auch die neuesten Werke der protestantischen theologischen Literatur. Ordnung, Reinlichkeit und äußerliche Zierde gereichen den menschenfreundlichen Biblio-

thekaren zu großer Ehre. Die Universitätsgebäude geben an Pracht und Geräumigkeit denen zu Breslau wenig nach. Einst war Prag die größte Universität in Deutschland, denn zu Wenzels VI Zeit studierten nicht weniger als 60,000 junge Leute aus allen Ländern von Europa hieselbst, von denen bei den entstandenen Hussitischen Unruhen binnen 8 Tagen 30,000 die Stadt verließen, und theils nach Leipzig, theils nach Cracau und Rostock auswanderten. Carl IV. unter dem die goldne Zeit des böhmischen Volkes statt fand, der Salomo der Böhmen, hat die Ehre, die Universität gestiftet zu haben. Er war es, der auch die bewundernswürdige Brücke über die Moldau, die Domkirche und andere herrliche Gebäude aufführte, welche den Fremdling in Erstaunen setzen. Zwei Standpunkte sind es, von welchen man die schönste und erhabenste Aussicht genießt, von der großen Brücke und vom Schloßberge. Gedachte Brücke verbindet die Neustadt mit der Kleinseite, oder diejenigen Theile der Stadt, welche auf dem rechten und linken Ufer liegen. Sie ist 1790 Fuß lang, 35 breit und 40 hoch (überm Wasserstande). Kolossale Bildsäulen, 28 an der Zahl, zieren das Geländer, welches wie die ganze Brücke aus Stein aufgeführt ist. Unter den Bildsäulen ist der heilige Nepomuc, der Schutzpatron der Stadt, am merkwürdigsten. Er steht an derselben Stelle,

von welcher der grausame König Wenzel ihn in die reißende Moldau herabstürzen ließ. Johann von Pomuc war nämlich Domherr und Prof. zu Prag; die Königin Johanna hatte ihn zum Beichtvater erkohren. Da die tugendhafte Königin ihren Gemahl wegen seiner Ausschweifung getadelt hatte, so wollte Wenzel sich an ihr durch Gegenvorwürfe rächen; zu dieser Absicht wollte er den Beichtvater zwingen, er sollte ihm offenbaren, was seine Gemahlin in der Beichte bekannt hätte. Dieser aber weigerte sich, gegen seine Amtspflicht zu handeln. Der König, voll Zorn, ließ ihn ergreifen, und 1383 von der Brücke herabstürzen. Das Volk verehrte ihn als einen Heiligen, und allenthalben richtete man ihm Bildsäulen auf. Eine andere Säulengruppe stellt den Franz Xavier vor, wie er den Wilden das Evangelium predigt. Es ist ein einziger Anblick auf der Brücke zu stehen, und das Hinüberströmen der Menschenmasse aus der ganzen Stadt zu beobachten; (denn über die Moldau führt nur der einzige Uebergang, und beide Stadttheile sind sehr groß). Während es oben von Wagen, Fußgängern und Reitern hin und herwogt, rauschen unterhalb die Wogen in schäumender Fluth dahin, bespülen in unabsehbarer Ferne hier Felsenklippen, dort Inseln und Lustwälder, indeß an den Ufern eine Menge von Gärten und Lusthäusern in wechseln-

der Anmuth das Auge unaufhörlich beschäftigt und anzieht. Wendet man aber den Blick von dem Strome nach der Kleinseite hin, so enthüllt sich dem Auge eine neue Welt von Wundern. Man sieht Straßen, die hoch zum Berge hinaufführen, und eine Menge von Pallästen, Thürmen und Kirchen an der Bergwand schweben. Zu beiden Seiten hangen die Häuser-Reihen, wie an einer Schnur vom Gipfel bis zum Ufer des Stroms herab. In dieser Straße zieht nun die fluthende Menge von der Brücke den Berg hinan, bis Wagen, Roß und Mann immer kleiner und kleiner sich gleichsam in den Wolken verlieren. Das Ganze sieht einer Zauberwelt ähnlicher, als der Wirklichkeit. Die schönste Aussicht aber erwartet den Freund der Natur oben von der Berghöhe, wo das Königl. Schloß stehet. Hier hat er die ganze Stadt und alles das unter seinen Füßen, was kurz zuvor über seinem Haupte schwebte. Er sieht das geräuschvolle Regen und Leben in allen Straßen, sieht den majestätischen Strom mit seinen Inselgruppen durch Thäler und Hügel sich fortschlängeln, sieht an den gegenüberstehenden Bergen Häuser und Lustgärten sich amphitheatralisch erheben, sieht rings um sich Saatfelder, Wiesen, Villen, Dörfer und Lusthäuser — kurz ein Paradies von Reiz und Anmuth — bis das Auge sich am Horizont verliert. Hier stand ich, als der

Abend

Abend eines geräuschvollen Tages mich ermüdet hatte, und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen auf die Brücke der Moldau warf, und dachte bei mir selbst: Wenn das himmlische Jerusalem irgend wo vom Himmel herabgesunken wäre, so müßte es in dieses Thal geschehen seyn, welches die Natur mit aller Fülle der Anmuth übergossen hat. Was ich noch mehr an diesem Tage sahe und hörte? Ich sahe die drei großen Monarchen Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm sich brüderlich die Hände reichen, hörte das Hurrahgeschrei und unendliche Jubelrufen, was durch alle Straßen ertönte, als der König von Preußen einzog. Dieser Einzug glich einem Triumphe. Der Kaiser Franz und Alexander waren beide unserm Könige entgegen gekommen, und führten ihn von beiden Seiten begleitend mit großem Gefolge zum Schloß herauf: hier standen die drei Hirten der Völker lange vor dem offenen Fenster in traulichem Gespräch begriffen. Unser König sprach wenig, die reizende Gegend schien sein Auge bisweilen dergestalt anzuziehen, daß er sich im Anschaun verlor; auch Franz sprach nur selten ein Wort, desto feuriger und lebhafter führte aber Alexander das Wort zwischen beiden stehend — und aus der Lebhaftigkeit seiner Rede war fast zu errathen, von wem er gesprochen hat —. Den großen Helden Moreau habe ich nicht gesehen;

er wohnte in einem Pallaste neben dem Schlosse, und ließ sich nicht blicken, vermuthlich, weil er mit Studieren über den neuen Feldzug beschäftigt war, oder weil er der Ruhe nach einer so großen Reise von Boston bis Prag wohl bedurfte. Er soll die Aeußerung gethan haben, „daß er sich nie würde entschlossen haben gegen sein Vaterland zu dienen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß der Dienst gegen sein Vaterland gegenwärtig ein wahrer Dienst für dasselbe sey.

Töplitz, den 2. Sept. 1813.

Die Dom- oder Schloßkirche zu Prag ist ein Meisterwerk gothischer Baukunst, rings um mit einer Kolonade gothischer Säulen umgeben, und oben mit unzähligen Kuppeln oder Spitzen geziert. Das Innere ist majestätisch, und ein lebendiges Repertorium der böhmischen Geschichte. Wie zu London in der Paulskirche, sind hier die Verdienste großer Männer durch prachtvolle Grabmäler verewigt. Am sehenswürdigsten ist der silberne Sarkophag des Johannes von Pomuc; er wird von Engeln in der Luft getragen, die gleichfalls von Silber sind. Der heilige Märtyrer hat fürwahr Ehre genug für seinen Herabsturz von der Brücke — erhalten! Was mich aber in dieser Kirche am lebhaftesten überraschte, waren die Gemälde der vier Evangelisten, unter denen das

Bild des Johannes durch ein genialisches Auge, und ein unaussprechlich holdes Wesen mich so sehr entzückte, daß ich den Anblick nie vergessen werde. Wie viele Millionen muß dies Gotteshaus gekostet haben, woran man 2 Jahrhunderte gearbeitet hat! Welche protestantische Kirche in Europa darf sich mit dieser vergleichen?

Die Residenz der alten Könige von Böhmen war nicht auf dem itzigen Schlosse, sondern auf der alten Burg Wissehrad, einer Felsen-Insel neben der Stadt, welche durch ihre romantische Lage eben so berühmt ist, als durch ihre romantische Geschichte. Libussa, Königin von Böhmen, wohnte hier, und erbauete im Jahr 611 die Stadt Prag. Eine Stadt auf Wissehrad heißt annoch Libussa's Bad. Diese geistreiche Tochter des Herzogs Krock soll eben so liebenswürdig durch ihre Beredsamkeit, als durch ihre Tugend gewesen seyn, daher wird sie von den alten Geschichtschreibern die Wonne des weiblichen Geschlechts genannt. Die Aeltesten des Landes aber wollten einen Regenten haben. Sie sprach: Gehet hin und wählet den, der mit vier weißen Stieren pflüget. Dies Loos traf den Bauer Premisl; denn als dieser am Morgen aufs Feld ging, that sich der Berg auf, und es kamen vier weiße Stiere heraus, die er anspannte, um zu pflügen. Als die Richter ankamen, und ihn

zum Regenten erwählten, kehrte er seinen Pflug um, und bewirthete sie auf offenem Felde, und sie gelobten bei dieser Mahlzeit, den Ackerbau als ihr Hauptgewerbe zu treiben. Wie mußte Libussa erfreut seyn, da sie in diesem erwählten Regenten ihren Jugendgespielen erblickte, der mit ihr einst in der Schule zu Budetz zusammen gewesen. Diese Schule hatte ihr Vater Krock 580 gestiftet, und sie soll damals eine blühende Anstalt gewesen seyn. Ein Zeichen der frühen Cultur des böhmischen Volks, schon vor der christlichen Zeit. Erst Borziwog und seine Gemahlin Ludmilla nahmen 876 die Taufe an, und 1068 wurde eine theologische Schule zu Prag gestiftet. Die Böhmen sollen ihre National-Tracht bis ins vierzehnte Jahrhundert beibehalten haben. Sie trugen nämlich eine hohe Mütze, einen Knebelbart, weite Hosen und einen langen Rock mit einem Gürtel. Aber unterm König Johann geschah eine Aenderung zum Nachtheil; denn einige Hofleute brachten 1330 aus Paris die französische Modetracht mit. Nun fingen die Böhmen an, sich das Haar mit dem Eisen zu kräuseln, kurze Röcke und enge Hosen zu tragen. Davon wurden die Sitten des Volks verderbt. Ein Zeichen, daß die Franzosen schon im vierzehnten Jahrhundert die Tonangeber in der Mode gewesen sind. Diese Notizen las ich in der zehn Quartanten starken Ge-

schichte Böhmens von Pubitzka blätternd, welcher Autor, wegen seines naiven Tons, der böhmische Herodot heißen kann. Uebrigens behauptet er, daß die vorslavischen Bewohner des Landes, Celten, d. h. Deutsche gewesen, welches er aus dem deutschen Wort Küche beweis't, als das im Celtischen Kigin lautet; ferner, daß das Marobudum des Tacitus das heutige Prag sey, und daß Böhem eigentlich Bojenheim (die Heimath der Bojen) bedeutet u. s. w. Dies ist etwas für den historischen Antiquar. Was die Universität anlangt, so fiel es mir auf, daß hier fünf Facultäten statt finden, da die andern Universitäten Deutschlands gewöhnlich nur aus vier bestehen. Diese fünfte heißt nämlich die Technische, und ist auf Kosten der Landstände errichtet. Chemie und Färbekunst, Glasmacherkunst, Eisenfabrikation u. dergl. nützliche Künste werden hier öffentlich gelehrt, welches großen Nutzen haben kann, und Nachahmung verdient. Auch existirt eine Schwimmschule, die 1811 angelegt worden.

Schade, daß ich nicht mehr als einen Tag Zeit hatte, um die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Stadt, die zu den schönsten Städten Europa's gehört, zu betrachten. Da ich spät ausfuhr, verirrte ich mich in der Dunkelheit und kam erst um 3 Uhr Morgens in meinem Dörfchen an. Wie bedurfte ich des Schlafes nach so vieler Ermattung! aber kaum hatte ich bis fünf

Uhr geschlummert, so wurde der Generalmarsch geschlagen, und ich mußte wieder heraus. „Wir marschiren nach Sachsen," hieß es. Das klang mir lieblich ins Ohr, und ich wischte mir den Schlaf fröhlich aus den Augen. Die Bewegung ging rasch vor sich; doch erreichten wir erst nach Sonnenuntergang am 19ten August die Stadt Budyn. Kein Unterkommen war zu finden, und da alles auf der Straße sich gelagert hatte, war ich zufrieden so viel Gesellschaft um mich zu haben. Des Lärmens und Singens um die Wachtfeuer war bis Mitternacht kein Ende; dann aber verstummte allmählich das Geräusch, und wir schliefen so fest auf dem Steinpflaster, daß uns kein Kanonendonner aufgeweckt hätte. Die Stadt Budyn liegt in dem grünumbüschten Thale, welches der Egerstrom bildet. Hier ist die Grenzscheide der böhmischen und deutschen Sprache. Von hier bis zum Erzgebirge hinauf wohnen lauter Deutsche, die aber sowohl die Gesichtszüge, als auch die Sitten und Tracht der Böhmen haben. Sie sind entweder eine Mischung von Slaven und Germanen, oder Slaven die Deutsch gelernt haben. Doch tragen sie mehr die Kennzeichen der Slaven an sich, obgleich sie lieber Deutsche heißen wollen. Diese Kennzeichen sind: 1) Schmutz und Unreinlichkeit, das fünfte Element der slavischen Nation und der Juden, von denen es in diesem

Lande wimmelt. 2) Eine stumpfe Nase, aufgezogene Oberlippe und hervorragende Stirn. 3) Verachtung der Handwerke und Künste. Der Slave ist sein eigener Wagenmacher, Zimmermann, Schneider, Bäcker ꝛc., alles in einer Person. Findet sich ja ein Handwerker unter den Böhmen, so ist es ein verlaufener Deutscher. Hiezu könnte man noch 4) einen gewissen Nationalstolz nehmen, und eine gewisse Abneigung für Alles, was Deutsch ist. Doch möchte das letztere wohl die Eigenschaft aller Nationen seyn, die eine fremde Sprache reden, und läßt sich psychologisch erklären. Die Natur scheint diese Empfindung den Völkern als einen Stachel gegeben zu haben, um sich die Vormundschaft und Unterdrückung Anderer abzuwehren.

Von den Ufern der Eger nordwärts erhebt sich eine Reihe von Bergen, welche man das Mittelgebirge nennt. Sie stehen mehrentheils wie Kegel und Pyramiden abgesondert, und sind oft so schroff und steil, daß kein menschlicher Fuß sie besteigen kann. Wer das Wildromantische liebt, findet für seine Phantasie hier den reichlichsten Stoff. Hier ist das Reich der Fabeln; denn ein jeder Berg hat seinen Mythus, der im Munde des Volks fortlebt. Einige dieser wilden Colosse scheinen nur abgerissene Felsenmassen von dem Erz- oder Riesengebirge zu seyn. Schrecklich haben die

Gewässer einst hier gehauset. Wie beim Eisgange der reißende Strom die Schollen aufthürmt und übereinander stapelt, so hat das allgewaltige Element die Felsenstücke hier über einander geworfen, und dort von einander gerissen, die nun auch wohl so werden liegen bleiben bis an den jüngsten Tag. Denn seitdem die Wasser tief gesunken sind und in den Strombetten ihren angewiesenen Ablauf haben, kann keine Revolution mehr erfolgen.

In keinem Lande findet man so viele Trümmer von zerstörten Schlössern und zusammengestürzter Burge, als in Böhmen. Sie liegen alle auf den höchsten Spitzen der Berge, und gewähren einen malerischen Anblick. Der höhere Schwung eines kühnern Geschlechts offenbaret sich auch hierin, daß es seine Wohnung auf den höchsten Gipfeln nahm, um freier in die Natur zu schauen, und große Empfindungen einzuathmen. Das gegenwärtige Geschlecht wohnt in den Thälern, gleich den Fröschen, und an Sümpfen, und ist zu keinem großen Gedanken aufzurütteln. Die schlanke Tochter der Burg hüpfte wie ein leichtes Reh den Berg hinauf, indeß unser adliches Fräulein itzt vor Schwindsucht keucht, wenn sie die Mitte des Berges erklimmet hat. — Die Zerstörung der meisten Schlösser schreibt sich aus dem fürchterlichen Hussiten-Kriege her, der ganz Böhmen in Aschen-

haufen und Wildniß verwandelte. Die Hussiten verschonten kein Gotteshaus und keines Säuglings an der Mutterbrust. Mit Schaudern gewahrt man noch itzt die Spuren ihrer blinden Wuth. Auch aus dem siebenjährigen Kriege ist manches Andenken übrig.

Der Weg von Budyn bis Brüx, wohin wir am 20sten August unsern Zug richteten, ist zwar voll Schlünde und Abgründe, aber jeder Schritt Berg auf oder Berg ab enthüllt eine neue Szene von Schönem und Erhabenem. Der Pflug geht hier bis zum Gipfel, und die Saatfelder ziehen sich bis an die Region der Wolken hinauf, daher kein Gebüsch oder Wald, sondern kahle Bergflächen, und baumlose Thäler. Seit kurzem haben einige große Gutsbesitzer angefangen, die Ebenen und Berglehnen mit Obstbäumen zu bepflanzen, wodurch die Gegenden ein frischeres Ansehen gewinnen. Das Obst ist hier vom feinsten Geschmack, und gedeiht in solcher Fülle, daß man das ganze sächsische Erzgebirge damit versorgt. Längs den Ufern der Eger wird viel Gemüse und Küchengewächs gebaut, und bei Saatz giebt es ganze Felder von Kohl und Rüben. Dies alles geht nach Sachsen zum Verkauf, und man kann sagen, das sächsische Erzgebirge hat in Böhmen seinen Obst- und Küchen-Garten. Man fährt und pflügt hier nie mit Pferden, sondern mit

Stieren. Alle Vorspanne unserer Munitions- und Proviantwagen sind Ochsen. Der Stier ist aber hier nicht so plump und dumm, wie bei uns, sondern sieht sehr gewitzigt aus, und hat ein verschmitztes Auge. Ohne diese Ochsenhülfe würden unsre Kanonen zwischen den Bergen nicht aus der Stelle gekommen seyn. Das Städtchen Brüx liegt zwischen zwei Fels-Kolossen, von denen der Eine der Spitzberg, der Andere aber Schloßberg heißt, wie eingeklemmt. Auf den Spitzberg wollte ich hinaufsteigen, glitt aber von der steilen Felsenwand hinunter, und bekam eine Contusion am Kopfe, worauf ich den kühnen Versuch, ihn zu besteigen, unterließ. Besser gelang es mir am folgenden Morgen mit dem Schloßberge, von dessen Gipfel ich das ganze Thal von Commotau bis Töplitz übersehen konnte. Nordwärts erhebt sich das große Erzgebirge mit seiner waldumkrönten Scheitel zu den Wolken: Hier sollte die ganze Armee herüber; mit Grausen dachte ich daran; indeß defilirten die verschiedenen Truppen-Kolonnen am Fuße des Berges vorbei, die nur eine Tagereise von der sächsischen Gränze entfernt waren. Während ich beschäftigt war, die Ruinen der alten Burg in Augenschein zu nehmen, traf ich einen jungen Menschen aus dem Collegio der Piaristen an, der eben ein Manuscript über die philosophische Religionslehre studierte. Ich ließ mich

von ihm über die Einrichtung der Schulanstalten belehren, und erklärte ihm zur Dankbarkeit einige Stellen über das radicale Böse von Kant, die in seinem Heft vorkamen. Auch fragte er mich, was der kathegorische Imperativ sey, von welchem er so viel gehört hatte. Die gelehrten Schulen bestehen aus vier Grammatical-Klassen und zwei Humanitäts-Klassen. Von diesen geht man in die Philosophie über, d. h. zur Vorbereitungswissenschaft für das Universitäts Studium. Doch ist es nicht nöthig, auf die Universität nach Prag zu gehen, wenn man den theologischen Cursus machen will, sondern man kann dies auf einer der vier Lyzeen zu Königengrätz, Budeweis, Leutmeritz und Bunzlau bewerkstelligen. Der theologische Cursus ist vierjährig. Im ersten Jahre wird die hebräische Sprache und Erklärung des Alten Testaments gelehrt; im zweiten Jahre, die griechische Sprache und das Neue Test.; im dritten Jahre Dogmatic und Kirchengeschichte; im vierten Jahre Pastoraltheologie und Kirchenrecht. Dieser Gang ist sehr natürliche und zu loben, daß die Erklärung des Alten Test. der des Neuen Test. vorangeht. Uebrigens zeichnen sich die Theologie Studierenden durch eine besondere Kleidung aus. Sie tragen einen langen schwarzen Leibrock mit einem seidenen Gürtel um den Leib; welche Kleidung einen großen Einfluß auf ihren seltsamen Lebens-

wandel äußert. Um abzuwarten, bis das Militär durchpassirt war, blieb ich einen Tag zu Brüx, und langte erst am folgenden, den 22sten August, in Ober-Georgenthal am Fuße des Erzgebirges an. Der Weg über das Gebirge ist an dieser Stelle viel gefahrvoller, als die schlesische Bergstraße. Manche Stellen sind so steil, daß man 30 Pferde vor eine Kanone vorspannen und die ganze Mannschaft zu Hülfe nehmen mußte, um das Kaliber herauf zu bringen. Doch stand die Armee am 23sten Aug. schon auf sächsischem Grund und Boden; nur die zahllose Bagage der drei Nationen blieb noch einige Tage im Gebirge stecken. Dies Zurückbleiben des Fuhrwesens verursachte, daß wir fünf Tage ohne Brot bleiben mußten, und die Pferde kein Futter bekamen; denn die sächsischen Städte und Dörfer bis Dresden hin, waren von den zurückziehenden Franzosen rein ausgezehrt, und von den nachfolgenden Kosacken ausgeplündert worden, daher man für die größte Geldsumme keinen Bissen Brot oder Gemüse erhalten konnte. Auf dem Gebirge herrscht eine siberische Kälte, so daß man genöthigt ist mitten im Sommer die Stuben zu heitzen. An manchen Orten liegt der Schnee das ganze Jahr über ungeschmolzen. Ein ewiger Regen und der schneidende Nordwestwind vermehrte das Leiden unseres schrecklichen Marsches. Der Zug über das Ge-

birge ging in vier Kolonnen. Die erste zog die große Straße längs der Elbe über Peterswalde und Pirna, und bestand mehrentheils aus Oestreichern; die zweite über Kraupen und Altenberg, aus Russen und Oestreichern zusammengesetzt; der dritte Zug über Georgenthal, Sayda und Frauenstein, größtentheils Preußen und einige Russen; bei dieser Colonne befand ich mich. Der vierte Zug endlich, mehrentheils Oestreicher — ging über Marienberg und Freyberg, und bildete den linken Flügel.

Töplitz, den 4. Sept. 1813.

Am 25sten August stand die ganze verbündete Armee vor den Thoren von Dresden. Wir Preußen nahmen die Position vor dem großen Garten ein, die Russen schlossen sich dicht an unsere linke Flanke, und die Oestreicher dehnten sich bis an den Plauenschen Grund aus. Auch war ein östreichisches Corps hinter Pirna an der Elbe zurückgeblieben, um den Uebergang bei Schandau zu verhüten. Es standen große Begebenheiten zu erwarten. Doch wurde am 25sten noch nichts unternommen. Aber kaum brach der 26ste Morgen an, so breitete sich die ganze große Masse in den Ebenen aus, und Alles, was die Nacht hinterm Berge gestanden hatte, trat nun sichtbar hervor. Es war beschlossen, Dresden mit Sturm

zu nehmen. Um 9 Uhr begann ein hitziges Gefecht am großen Garten: Unsere Schützen drangen in den Wald, verjagten den Feind, nnd nahmen alle äußere Redouten und Verschanzungen fort. Um Mittagszeit war eine kleine Pause; dies war die Stille vor dem Gewitter. Von den Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon mit seiner ganzen Armee 200,000 Mann in und bei Dresden angekommen wäre, welches auch bald zu merken war. Um 4 Uhr entstand ein solches Bombardement und Kanonenfeuer, als ob die Erde untergehen sollte. Mehr als 500 Feuerschlünde verbreiteten Schrecken und Tod rings um sich her. Nach einer Stunde stand die Stadt in Flammen; es brannte an zehn Orten lichterloh; doch schienen gute Löschanstalten zu wirken, denn gegen die Nacht verminderte sich das Feuer. Aber plötzlich veränderte sich die Szene. Auf dem gegenüberstehenden Elbufer hatte Napoleon neue Batterien etablirt, welche lebhaft auf unsere Flanke schossen, und aus der Stadt selbst drängten sich Linientruppen schaarenweis heraus, welche ein schreckliches Gewehrfeuer veranlaßten. Erst gegen Mitternacht hörte das furchtbare Mordgetöse auf; aber es war ein schauderhaft prachtvoller Anblick, die Stadt und mehrere Dörfer in Flammen zu sehen; die Blitze einzelner noch fallender Schüsse, und die zahlreichen Wachtfeuer erhöheten das sel-

tene Schauspiel. Was mich betrifft, so hatte ich Vormittags dicht vor dem großen Garten bei der Avantgarde gestanden, war Mittags in dem nahen Kirchdorfe um einige Verwundete beschäftigt, schlief aus Müdigkeit auf dem Felde ein, und erwachte erst, da das schreckliche Kanonengetöse seinen Anfang genommen. So sanft hat wohl kein Dresdner Bürger diese Nacht geschlafen, als ich mitten auf dem Schlachtfelde. Mit verdoppelten Schritten eilte ich nach der Anhöhe, wo der General Barclay de Tolli stand, um zu sehen, wie die Operationen sich gewendet hatten; siehe da trug man einen verwundeten General vorbei. Man sagte mir, es wäre der General Ziethen, es war aber der große Feldherr Moreau, dem beide Beine von einer Kanonenkugel zerschmettert worden. Dies sah ich als den Vorbothen unsres Unglücks an. So mußten hundert Schlachten ehemals, und die Wogen des Meeres den edlen Scipio unserer Zeit verschonen, damit er unter Dresdens Mauern von der ersten Kanonenkugel dahin gerafft würde!

Der 27ste August war ein schauderhafter Tag: Ein Strom von Regen ergoß sich unaufhörlich; es schienen alle Fenster des Himmels aufgethan, um uns zu ersäufen. Man denke sich unsere schreckliche Lage: Der Soldat fünf Tage lang ohne Brot, von dem beschwerlichen Gebirgsmarsch ermattet,

Tag und Nacht unterm Gewehr, und itzt bis auf die Knochen durchnäßt, vor Frost und Kälte zitternd, sah nichts als den gewissen Tod vor Augen, wenn er diese Stadt, die durch Napoleons Kunst zu einem zweiten Magdeburg umgeschaffen war, mit Sturm nehmen sollte. Zum Glück deuteten alle Anstalten darauf hin, daß man diesen Plan aufgeben wolle. Schon hatte alles Fuhrwesen Befehl erhalten sich zu entfernen, doch blieb die Armee in Linie aufmarschirt stehen. Um 8 Uhr erhob sich ein donnerndes Kanonenfeuer von beiden Seiten. Mittlerweile sahe man neue Schaaren von französischen Truppen von allen Seiten aus Dresden zum Vorscheine kommen; wie aus dem trojanischen Pferde wurden die Ströme von Mannschaft ausgespieen. Doch konnten sie gegen die Uebermacht unsers Centrums keinen Schritt vorwärts thun. Was ihnen aber im Mittelpunkte nicht gelang, das glückte ihnen auf den beiden Flügeln. Der linke Flügel der Oestreicher hatte sich zu weit entfernt, und wurde dermaßen abgeschnitten, daß sechs bis acht Regimenter hinterm Plauenschen Grund in Gefangenschaft geriethen. Auf dem rechten Flügel war der General Vandamme über Königstein bis auf die große Landstraße von Böhmen vorgedrungen, und bedrohte schon den Rücken unserer Armee. Diese Umstände bewogen den kommandirenden General, den

schon

schon früher gefaßten Entschluß einer Rückkehr nach Böhmen auszuführen. Die Armee trat Nachmittags den Marsch in Ordnung an; da aber die Wege grundlos geworden waren, so konnte das Geschütz nur langsam von der Stelle kommen. Die ganze Masse, welche auf vier Straßen gekommen war, drängte sich itzt auf zwei kleine unbefahrene Wege zusammen. Natürlich verursachte dies manche Störung, so daß die Nachhut nur langsam sich bewegen konnte. Sie schlug indeß jeden Versuch der Feinde ab, unser Fuhrwesen abzuschneiden, denn die feindliche Cavallerie wagte es nicht, mit der unsrigen es ernstlich aufzunehmen. Wir gingen über Dippoldswalde und Altenberg, um das Thal von Töplitz zu gewinnen. Die kaiserlichen und königlichen Equipagen, nebst der großen Anzahl von Gesandten und Ministern, fuhren sich einander in den Hohlwegen und Bergschluchten fast über und über; Russische, Preußische, Oestreichische Wagen mischten sich ohne Ordnung durch einander. Manche schöne Kutsche ging hier in tausend Stücken, manches schöne Pferd blieb in den Graben liegen, und mancher vornehme Herr mußte die Apostelreise antreten. Indessen regnete es unbarmherzig, als wenn eine neue Sündfluth kommen sollte. Die Bergströme stürzten sich mit wilder Fluth in die Wege, und rissen alle Brücken fort, so daß die größte Lebensgefahr

entstand: Vieh und Menschen zitterten vor Kälte und Nässe. In den Dörfern waren alle Häuser verlassen, an Erwärmung und Essenkochen war nicht zu denken, kein Bissen Brot zu haben. — So brachten wir fünf unglückliche Tage zu, um über das Gebirge zu kommen. Jeder ohne Ausnahme, der diese Reise mitmachte, wird gewiß die fünf Tage vom 27sten bis 31sten August 1813 zu den schrecklichsten seines Lebens zählen. Besonders war für denjenigen Theil, der noch auf der Bergspitze hing, der letzte August ein Tag der Todesangst; denn von allen Seiten eingeschlossen konnten wir weder vorwärts noch rückwärts kommen. Der Gen. Vandamme war bis gegen Töpliz vorgerückt, und hatte die Straße dahin versperrt. Im Rücken stand der Herzog von Ragusa, und die ganze französische Armee. Zur Seite hemmten steile Abgründe und ungeheure Felsenschluchten jeden Schritt. Indeß wir so jede Stunde in dieser Bewegung unserer Gefangenschaft ängstlich entgegensahen, erhob sich auf der Straße nach Töpliz eine fürchterliche Kanonade, wo der Widerhall siebenfach im Gebirge wiederdonnerte. Dies war die berühmte Schlacht bei Kulm, die uns allein gerettet hat. Der franz. General Vandamme war in seiner blinden Hitze den Berg heruntergegangen, um uns abzuschneiden, während das ganze preußische Corps vom Walde verdeckt

ihm noch im Rücken stand. Als er mit den Russen und Oestreichern heftig engagirt war, kam der General Kleist den Geyersberg herab, und sahe das ganze Gefecht zu seinen Füßen im Thale. Sogleich stürzte er sich mit seinem ganzen Corps auf den Rücken des Feindes los, der durch diesen unvorhergesehenen Anfall in Schrecken und Verzweiflung gerieth. Der General Vandamme, nebst 8000 Mann und die ganze Wagenburg wurden gefangen. Ich war von der Höhe des Berges Augenzeuge dieser furchtbaren Katastrophe. Die Franzosen wehrten sich bis zur Verzweiflung; was sich nicht ergab, entfloh in die Wälder oder stürzte sich in die Bergschluchten, wo man sie noch zwei Tage darauf halbsterbend hervorzog. So endete sich der Feldzug von Dresden mit einem glänzenden Siege, welcher den preußischen Waffen zum unsterblichen Ruhme gereicht. Wie froh waren wir auf den Bergen, als die Nachricht des Sieges erscholl! An diesem Tage klärte sich endlich der Himmel auf, und die ersten Sonnenstrahlen kamen zum Vorschein, gleichsam als ob der Himmel selbst über unsern Sieg erheitert worden wäre. Am 1sten Sept. kam ich glücklich in Töplitz an, um von so vielen Strapazen auszuruhen. Es waren zehn Tage verflossen, seit ich unter keinem Dache gewesen war; das Klima hier unten ist von dem des Erzgebirges so

abstechend, daß man in das Thal von Elysium sich versetzt glaubt, wenn man aus der Region der Kälte und des Sturms herniedersteigt. Von der sächsischen Seite ist das Gebirge flach verlaufend, aber von der böhmischen so steil und abschüssig, daß man nur mit Schwindeln in die Höhe sieht. Ein dunkler blauer Wald bedeckt den ganzen Gebirgszug vom Fuße bis zu seinem Scheitel; nur hin und her springen einzelne Waldschlösser und Kapellen röthlich schimmernd aus dem blauen Grunde hervor, und gewähren einen malerischen Anblick. Das Bergstädtchen Graupen schwebt an der Berglehne wie aufgehangen in das Töplitzer Thal hinab. Die steile Bergstraße stürzt sich hier ängstlich windend herab, und ist so schmal, daß die russischen Wagen alle mit den Achsen hängen blieben, und nicht aus der Stelle konnten, wodurch dann der Wald manches Jeb Jonnimat zu hören bekam. Die ganze Stadt wimmelt von französischen Gefangenen, die größtentheils, von den Russen geplündert, als Sansculots einhergehen. Mancher mitleidige Bürger reicht ihnen hie und da ein Paar Beinkleider, um ihre Schande zu decken. Der General Vandamme wurde diesen Morgen der russischen und preußischen Garde vorbeigeführt, und trat mit trotzender Miene seine Reise nach Siberien an. Die Armee soll hier einige Wochen stehen bleiben, um sich neu zu be-

kleiden und von der Ermattung zu stärken. Alles läuft in die Bäder, um sich von dem Koth Sachsens abzuspühlen; besonders stürzen sich die gemeinen Russen schaarenweise in die heißen Quellen, kommen aber aus dieser Schwemme mit ihrem gewohnten Nationalgeruch wieder heraus. Töplitz ist eines der schönsten Badeörter von der Welt. Die Natur hat alle Reize der Anmuth über das blühende Thal verbreitet, worin die schöngethürmte Bergstadt liegt. Nördlich erhebt sich das gigantische Erzgebirge, südlich das malerische Mittelgebirge mit seinen Pyramiden und Spitzfelsen, östlich und westlich läuft eine Fläche, die mit Dörfern, Kirchen, Klöstern, blühenden Saatfeldern und Lustwäldchen in unabsehbarer Weite in üppiger Herrlichkeit pranget, welche Ebene nur hie und da von einer Bergspitze unterbrochen wird, die einst von dem großen Bergzuge sich losgerissen hat, um einsam den denkenden Wanderer in Erstaunen zu versenken. Am mildesten spricht sich aber die freundliche Gesinnung der Natur in der heilenden Quelle aus, die hier ewig aus den Bergen rinnet. Aus Mitleiden barg sie einen Funken vom Feuer des Lebens unter dies Gestein, wovon das Wasser unsichtbar erwärmt wird, damit der Mensch seine kranken Glieder darin badend stärke. Es giebt hier vielerlei Bäder; heiße, kalte, Schwefelbäder, Sauerbrunnen 2c. Alle sind ein Eigen-

thum der Stadt, und für ihre Kosten verpachtet. Jeder Badegast hat sein kleines Zimmer, Bett, Stuhl ꝛc. Man steigt vier oder fünf Stufen in ein steinernes Bassin oder Viereck herab, worin das Wässer durch Röhren von der einen Seite herein, und von der andern Seite hinausläuft. Die zu starke Hitze kann sich Jeder durch kaltes Wasser abkühlen; jedoch ist das Bad mit Vorsicht zu gebrauchen, denn der unvorsichtige Gebrauch ohne Arzt zieht oft Krankheit, ja den Tod nach sich. Jedes Haus in Töplitz ist so zu sagen ein Gasthaus, und mit einem Schilde, zum Löwen, zu den Rosen u. s. w. versehen. Die Einwohner des Orts leben auch nur von den Badegästen. Da der Zufluß der Fremden aus allen Ländern sehr groß ist, so herrscht auch eine gewisse Abgeschliffenheit und äußerliche Bildung bis auf die unterste Klasse herab, und man sieht viele freundliche Gesichter. Am schönsten nimmt die Stadt sich von dem nahegelegenen Schloßberge aus, zu dessen Gipfel nicht nur ein schöner Fußsteig, sondern auch ein Fahrweg hinaufführet. Dies ist mein liebster Spaziergang gegen Sonnenuntergang. Die Trümmer einer alten Burg, von welcher einige Theile sich unversehrt erhalten haben, ragen kolossalisch über die ganze Gegend hervor. Rings um dieselben dehnt sich in unermeßlicher Ferne das große Lager der verbündeten Ar-

meen aus. Hundert Tausende von Wachtfeuern erleuchten beim Einsenken der Nacht den Flor der Dämmerung, und gewähren die größte Illumination, die je mein Auge gesehen. Die dort oben am Horizont wie aus den Wolken hervorflimmern, bezeichnen das feindliche Heer, welches die ganze Stirn des Erzgebirges besetzt hat, so daß wir in dem Thale, und die Feinde hoch über uns stehen. Ein dumpfes Geräusch ertönt aus dem regen und lebendigen Lager zum Gipfel hinauf, welches von Musik und Vokalgesang angenehm unterbrochen wird. Ein Jeder aus diesem fröhlichen Gewimmel hat irgendwo sein heimathliches Herz, das liebend für ihn schlägt, sei es am kaspischen Meere oder an den Pyrenäen! Wie viele Tausende aus diesem frohen Gewimmel werden über zwei Monden Frist nicht mehr unter den Lebendigen seyn! Der Herbst-Sturm sauset durch die Eichen — die Blätter fallen — und ist kein Aufhalten. Am 3ten September hatten wir im ganzen Lager eine rührende Feierlichkeit. Es wurde ein Te Deum von allen drei Armeen gesungen für die Schlachten bei Kulm, und für die Siege der schlesischen und märkischen Heere. Denn während wir vor Dresden operirten, waren am Bober vom General Blücher, und bei Großbeeren vom Kronprinzen Schwedens große Vortheile erfochten. Die beiden Kaiser und der König wohn-

ten dem Gottesdienste bei, und es war eine feierliche Scene, als nach der Predigt beim Dankgebet Alles auf die Knie fiel — Fürst und Soldat — um Gott für die Rettung zu preisen. Am Vormittage hatten donnernde Kanonenschüsse das Fest angekündigt, und bis spät in die Nacht war Musik in dem ganzen Lager. Es ist ein majestätisches Schauspiel, die drei großen Monarchen im Gefolge aller Generale einher reiten zu sehen. Von diesem Gefolge, und von dem glänzenden Gesandschafts Personale aller Höfe ist die Stadt so überladen, daß keine Kammer mehr zu haben ist. Die Dienerschaft und alles Gespann muß auf den Straßen herbergen. Ein östreichischer Major und Kriegs-Commissär hat mir ein kleines Kabinett überlassen, wo ich unter großem Geräusche den Musen opfern muß; denn es sind nicht weniger als 68 Personen in dem Hause zusammengedrängt. Die Theuerung ist daher so ungeheuer groß, daß ein schlechtes Mittagsmahl drei Thaler, und eine Buttersemmel einen Gulden kostet. Das Städtchen wird durch uns reich, denn das Geld ist hier im Ueberfluß.

Wewerzana in Böhmen, den 28. Sept. 1813.

Zu Böheim schaurig aus Waldgestein
Ein Kloster blinket — Maria-Schein,
Genannt der Andacht mit Namen.

Viel Tausend Tausend ist die Schaar —
Die fromm herwallend Jahr für Jahr
Zum Gnadenbilde kamen.

Auch rinnt ein Bächlein — Maria-Born,
Vorbei; der blühenden Fülle Horn
Goß rings Natur auf die Auen.
Des Brunnens heilende Wunderkraft,
Gesundheit und rosige Wangen schafft,
Den Männern und holden Jungfrauen.

Am Quell eine alternde Linde stand —
Hier ging die Hirtin mit frommer Hand,
Das Gras zu mähn auf der Wende.
Und siehe, plötzlich aus dem Gebüsch
Eine Natter schießet mit Pfeilgezisch
Umschlingend die Brust ihr und Hände.

Wie einst an den Ufern von Ilion
Der fromme Priester Laokoon,
Als, Meerentsteigend, mit Grimme
Das Ungeheuer ihn fest umschlingt —
Er angstvoll sträubend die Hände ringt,
Zum Himmel sendet die Stimme;

Also die Jungfrau voll Schreck und Weh:
„O hilf!" Maria, von Himmels Höh!
Ruft mit erstickendem Oden.
Doch wie sie auch ruft — auf weitem Pfad
Kein menschlicher Fuß ihr rettend nah't,
Sie sinkt erbleichend zu Boden.

Da rauscht's im Wipfel, und flammenhell
Umstrahlt vom Himmel im Kreise schnell
Ein Glanz die blühende Linde.
Und ob dem Wunder erschrocken fleucht,
Das Unthier, was mit Geheul entweicht,
Wie schnell ein Pfeil durch die Winde.

Darob die Hirtin mit frommer Scheu,
Hinkniet vor der Linde — und wandelt frei
Im Quell zu baden die Wunde;
Und als sie spühlet vom hellen Blut
Den Rosenleib und steigt aus der Flut,
Genes't sie zur selben Stunde.

„Das ist des furchtbaren Himmels Macht."
Und einen Tempel voll hoher Pracht
Erbau'n sie auf heiliger Stelle.
Wo fromm hinkniet der Pilger Schaar,
Rinnt unter segnendem Hoch-Altar,
Noch heute die heilende Quelle.

Es war am 6ten September, als ich in der Morgenfrühe das Kloster Maria-Schein am Fuße des Geyers-Berges besuchte. Die Kirche, worin einige Gemälde von Meisterhand vorhanden sind, wird von einer schönen Halle oder Stoa, auf Säulen ruhend — umgeben. Ueber dreißig Beichtstühle habe ich darin gezählt. In einem Wandhimmel fand ich auch die obige Geschichte vom Pinsel dargestellt, und auf dem Rückwege im Gras

gelagert versuchte ich sie in Reime zu bringen. Einzig und merkwürdig ist die Quelle, welche durch die Kirche unter den Altar fortgeleitet worden, deren klares lebendiges Wasser mich recht erquickte. Tages zuvar hatte unser König und der Kronprinz gleichfalls daraus getrunken. Mir fiel die prophetische Beschreibung jenes Stroms dabei ein, der vom Allerheiligsten sich ergießet, wo bie Herrlichkeit des HErrn sieben Mal heller strahlet, als die Sonne; Palmen umschatten die ewig grünenden Ufer. Wer doch schon überwunden hätte, und sein Theil an dem Holz des Lebens in dem Böheim, was droben ist, der bedarf keines Töplitzer Bades mehr, auch keiner Wallfahrt nach Maria-Schein. — Die Zahl der Wallfahrer beläuft sich jährlich auf 40,000, die hier herkommen, den Frieden zu snchen, den die Welt nicht giebt. Die Wallfahrten sind das Romantische im Christenthum, sie geben dem Leben einen idealischen Schwung, verbinden die Herzen, schleifen rauhe Sitten ab, heilen von Nationalstolz und Eigennutz, und lehren uns mächtig den Gedanken, daß wir hier nichr zu Hause sind. Der Protestantismus (die Prosa des Christenthums) hat uns um alle diese Vortheile gebracht. „Zeitverschwendung, keine produktive Arbeit —" so schreien die Staatswirthe freilich. Aber der Mensch lebt ja nicht um bloß zu spinnen und zu weben, oder ein

Maulwurf in dem Schacht zu seyn, sondern die Füße sind ihm doch gegeben, um zu gehen, und die Augen um in die Welt zu sehen. Alle Sorgen sind vergessen, das Herz ist leichter geworden, und der Mensch geheilt für ein ganzes Jahr, wenn er so seine Wallfahrt gemacht hat, und in seine Hütte wiederkehrt, die ihm nun zwiefach werther geworden.

Unsere Truppen machten in diesen Tagen einen Versuch, die Feinde von den Bergen herab zu werfen, und drangen bis Pirna vor, mußten aber wieder umkehren. Am 10ten soll Napoleon auf dem Geyersberg gewesen seyn, und das ganze Töplitzer Thal übersehen haben. Am 12ten war Kanonendonner im ganzen Lager und Gottesdienst, denn es wurde ein Dankfest gefeiert für den Sieg bei Dennewitz, den der Kronprinz von Schweden erfochten, und wo unser General v. Bülow am 6ten September den größten Lorber errungen hat. Das ist aber noch immer nicht die Römerschlacht; da müssen wir alle zusammenkommen — dann wird aber auch der Schrecken Gottes sie ergreifen, und die Furcht von Moskau über sie fallen. Am 16ten gingen wir aus dem Töplitzer Thale mit einem Theil der Kavallerie an die Ufer des Egerstroms, um unsere Subsistenz zu erleichtern; denn es fing an Futter zu mangeln. An dem Städtchen Bilin ist ein spitzer, steiler Fel-

senberg, der Biliner-Stein — genannt. Aus diesem sollen die vier weißen Stiere des Premisl hervorgekommen seyn. An dem Bila Fluß hat dieser Beherrscher Böhmens zuerst gewohnt, und seine Jugendtage mit der Libussa in der Schule zu Budetz zugebracht. Am 18ten Sept. kam ich in dem Dörfchen Wewerzan bei Postelberg zu stehen. In keiner Gegend der Welt habe ich so viele Hasen gesehen als hier. Sie ziehen Herdenweise zu 40 bis 50 über die Felder, und fürchten sich vor keinem Menschen. Die Ursache ist, weil das Wild auf den großen Gütern der böhmischen Fürsten bis zur großen Treibjagd von Niemand geschossen, sondern vielmehr gehegt und gepflegt werden muß, damit die Freude der Herren vollkommen sey. Da aber gegenwärtig eine andere Treibjagd eingetreten ist, so hat das Wild bis itzt Friede gehabt, indem die großen Herren an Lieferungen zu denken haben, und nicht ans Jagen. Unsere Offiziere aber spielen dafür die böhmischen Fürsten, und haben den Hasen den Krieg angekündigt. Schon sind viele Opfer gefallen, und wenn wir noch lange hier stehen, werden die Hasen etwas dünner werden. Ein Gleiches geschiehet mit den wilden Hühnern, davon Böhmen ganz voll ist. Die arme Kreatur ängstigt sich gleich wie wir und wartet auf des Leibes Erlösung.

Böhmen ist das Land der Heiligen; jede Dorf-

schaft hat ihren Schutzpatron; auf jeder Feldgrenze, an jedem Kreuzwege, auf jedem Hügel sieht man irgend Einen stehen. Der heilige Nepomuc und Procopius (der erste böhmische Apostel) sind am häufigsten zu der Ehre gekommen, in Stein gehauen zu werden. Noch größer ist die Zahl der Cruzifixe, Maria- und Dreifaltigkeits-Statüen, deren jede Dorfschaft, neben dem Schutzpatron, am Eingange, Ausgange und in der Mitte sehr viele stehen hat. Auch hat fast jede Dorfschaft ihre eigene Schule. Die niedern Volksschulen heißen hier Normalschulen, weil der Unterricht nach den abgefaßten Normalbüchern im ganzen Lande, wie nach einem Leisten ertheilt werden muß. Diese Schuleinrichtung verdankt das Land den Bemühungen des Kaiser Joseph II.

Die Zahl der Dörfer steht übrigens mit der Städtezahl in keinem Verhältniß; denn auf 11000 Dörfer kommen nur 244 Städte, von denen einige nur Marktflecken sind. Auf 900 Quadratmeilen leben zwei Millionen Menschen. Die Feudalverfassung ist eine Hauptursache der geringen Bevölkerung in diesem Lande.

Vierter Abschnitt.

Zweiter Feldzug durch Sachsen bis an den Rhein.

Espenhain in Sachsen, den 15. Oct. 1813.

Am 3ten October brachen wir aus der Gegend von Saatz nach Sachsen auf, und ich verließ nicht ohne Wehmuth das geliebte Land Böhmen, welches mir, als einem Preußen aus zwiefachem Grunde theuer und werth ist: Einmal, weil der erste Apostel und Bekehrer unserer heidnischen Vorfahren ein Böhme war: Adelbert, Erzbischof von Prag, wurde im Jahr 997 bei Fischhausen erschlagen. Zweitens, weil der Erbauer Königsbergs ein König von Böhmen war. Ottocar legte das Schloß bei dem Dorfe Twangste gegen die Samländer an, welches ihm zu Ehren Königsberg genannt wurde. So haben wir also den Anfang der religiösen und politischen Bildung den Böhmen zu verdanken. Eine fürchterliche Kälte herrscht auf dem Erzgebirge; alles Getreide steht noch auf dem Halm, und die Wege sind voll To-

desgefahr. Es herrscht aber großer Reichthum in den Dörfern. Die Häuser sind 2 bis 3 Stock hoch, und gleichen Landschlössern. Das Dorf Arensfelde, zu welchem man aus den Wolken herabstürzt — nicht fährt — besteht aus mehr als 500 Höfen. Die erste Stadt auf dem Gebirge, in welcher wir ausruheten, war Annaberg, welches sehr regelmäßig gebaut ist und lauter schöne, geschmackvolle Häuser hat. Wir wurden hier mit liebreichen Armen aufgenommen. Ich wohnte bei dem Bergprediger Frenzel. Dieser hat die Gemeinde der Bergleute zu seiner Seelsorge; er führte mich zu dem Superintendenten Dr. Bretschneider, der durch Bearbeitung der apocryphischen Schriften des Alten Test. sich ausgezeichnet hat. Er hat eine prachtvolle Wohnung, und stehet in großer Achtung und Liebe zu Annaberg. Diese ansehnliche Fabrik-Stadt, worin besonders viel Spitz- und Bänder-Waaren verfertigt werden, hat durch die Handelsperre sehr gelitten.

Mittwoch am 6. Oct. fuhr ich über Schneeberg, wo ich an dem Prediger einen Mitschüler des verstorbenen Dr. Hasse und des Hrn. v. Kotzebue kennen lernte, nach Schwarzenberg. Nächst Wartha und Prag hat kein Ort in der Welt einen größern Eindruck auf mich gemacht, als die wild-romantische Lage dieser Stadt. Mit brausendem Geräusch stürzt sich die Mulda an schroffen Felsen vor-

vorbei, die spitz und zackig hervorragen. Den obern Gipfel bekränzen schwarze Tannen, die den Herabsturz dräuen. An dem linken Ufer erhebt sich auf der Felsenstirn majestätisch die Stadt mit ihren Thürmen. Die zwei steilen Gebirgsmassen, zwischen denen der Strom sich donnernd, wie durch ein Thor hinstürzt, scheinen von der Gewalt der Wasser von einander gerissen zu seyn. Zwischen der Granitwand und dem Strome ist das Ufer mit einem grünen blumigen Teppich bedeckt, wo das Auge mit Entzücken verweilt. So nahe grenzt das Reich der Erhabenheit und Schönheit an einander. Die ernste Miene der Natur, als sie den Felsen zürnte — ging bald in ein sanftes Lächeln über. Wie kann es auch anders seyn? Sie verbindet mit der furchtbaren Gewalt auch ein Herz voll Liebe. Und sie kann dies Herz voll Liebe nicht verbergen, wie zürnend sie sich auch stellen mag.

Am 7ten October kamen wir nach Zwickau, einer Stadt, die im grün umbüschten Thale, wie in einem Garten, liegt. Die Gegend wird hier eben und flach; das Erzgebirge hört auf; ein milderes Clima tritt ein, und man glaubt sich in eine andere Weltgegend versetzt. Es ziehen französische Gefangene durch, die am 29sten September vom General Thielemann und Graf Platow auf der Straße nach Zeitz gemacht worden sind. Am 8 Oct. war ich in Glauchau, der klei-

nen Residenzstadt der Grafen von Schönburg-Glauchau, und am 9ten in Altenburg, welche Stadt ziemlich groß ist und ein altes majestätisches Schloß hat, das auf dem Berge vor der Stadt liegt und durch den Sächs. Prinzen-Raub berühmt ist. Die Landleute zeichnen sich hier durch eine sonderbare Tracht aus: die Frauenzimmer tragen einen hohen spitzen Turban, der wie ein Zuckerhut gestaltet ist. Eine steife Schnürbrust preßt den Unterleib an den Hüften bis zum Umspannen, eng zusammen; dann aber erhebt sich um die Hüften ein so breiter Reif, daß man ihn kaum umklaftern könnte. Von diesem horizontal stehenden Reife hängt dann ein kurzer Rock herab, der aber kaum bis an die Knie reicht, und jeder Schamhaftigkeit Hohn spricht. Dieser lächerliche Anzug entstellt den Wuchs der Mädchen so sehr, daß man sie nicht ohne Ekel betrachten kann. Die Männer tragen weite lederne Pumphosen, und einen weißen oder schwarzen Tuchkittel. Die Aussprache klingt so sonderbar, daß man kaum glauben sollte, es wäre Deutsch, was hier gesprochen wird.

Alle Operationen deuten auf eine baldige Schlacht hin. Napoleon hat Dresden verlassen müssen, weil er sich von allen Seiten umringt sieht. Nördlich steht die Armee des Kronprinzen von Schweden, welche sich mit dem General Blücher vereinigt hat. Das Witgensteinsche

Corps zieht sich nach Leipzig hin, und die Kosaken schwärmen jenseits der Saale, so daß die Communication mit dem Rhein und mit Frankreich für Napoleon längst unterbrochen ist.

Am 12ten und 13ten October lagen wir bei Borna, ohnweit Leipzig, auf freiem Felde. Am 14ten aber stellte sich die ganze Armee in Schlachtordnung auf. Wir kamen auf den rechten Flügel bei dem Dorfe Gülden-Gossa und Störmthal zu stehen. Uns gegen über stand die französische Kavallerie vor dem Flecken Libertwolkwitz. Man sagt, der König von Neapel kommandire sie. Gegen Mittag erhob sich eine furchtbare Kanonade, die über drei Stunden währte. Unsere Kavallerie, in Verbindung mit der Russischen, machte einen wüthenden Angriff auf die dreimal stärkere franz. Linie, und es entstand ein blutiges Gemetzel auf Stich und Hieb, welches in der Ferne mit Schaudern anzusehen war. Ich stand auf der Anhöhe bei Störmthal (oder Sterbenthal), und war ein angstvoller Augenzeuge des Gemetzels. Die französische Artillerie warf unterdessen einen Platzregen von Granaten aus ihren Haubitzen, die unserer Kavallerie sehr gefährlich waren. Einige 20 Escadrons bestanden hier einen schrecklichen Kampf gegen 80 feindliche Escadrons mit einer solchen Kühnheit, daß nach vier- bis fünfmal wiederholten Angriffen der Feind endlich ge-

worfen wurde, und das Schlachtfeld räumte. Alle sachkundigen Offiziere behaupten, daß die neue Kriegsgeschichte nichts ähnliches aufzuweisen habe, und daß niemals so viel Kavallerie auf einem Platz gesehen worden ist. Hier zeigte sich die Ueberlegenheit unseres Reitervolks vor dem Französischen in einem glänzenden Lichte; ganze Regimenter der Feinde wurden niedergehauen, und auf einen Preußen kamen stets drei Franzosen; ich selbst sahe einen ostpreußischen Kürassier zwei verwundete Franzosen gefangen führen, die er beide heruntergehauen und tödtlich verwundet hatte, indeß er nur leicht getroffen war. Der Angriff geschahe stets mit einem Hurrah-Geschrei, und mit verhängtem Zügel. Die Infanterie kam heute gar nicht zum Treffen, sondern blieb ein müßiger Zuschauer des Gefechts. Einige Regimenter haben sehr gelitten, besonders das schlesische Kürassier-Regiment, welches fast die halbe Mannschaft und zwei Drittheile der Offiziere verloren hat. Es kommen viele französische Gefangene an, die alle schrecklich zugerichtet sind.

Siegeslied auf die Schlacht bei Leipzig,

am 19ten October 1813.

Singt in hohen Siegestönen,
Singt die große Völkerschlacht,
So die Freiheit Deutschlands Söhnen,
Auferstehung wiederbracht,

Deutsche Fürsten, deutsche Kronen,
Deutscher Lieder goldne Zeit,
In den Hütten, auf den Thronen
Deutsche Treu' und Redlichkeit!

Von den Bergen schall' es nieder:
Frei ist unser Vaterland!
Durch die Thäler hall' es wieder,
Juble laut von Strand zu Strand!
Wen ein deutsches Weib geboren,
Mische sich in unsre Schaar!
Wer die deutsche Braut erkohren,
Flecht' den Siegeskranz ins Haar!

Singt, der Feind ist überwunden,
Der die Welt in Fesseln schlug,
Schwert und Flamme, Tod und Wunden
Bis zum Strand der Moskau trug.
Singt, gestürzt sind Roß und Wagen,
Uebern Rhein ist er entflohn,
Gottes Arm hat ihn geschlagen,
Und ihm folget Schmach und Hohn.

Ueber hundert tausend Leichen,
Ziehn wir unsre Heldenbahn.
Seht, wie starren uns die bleichen,
Halbgebroch'nen Augen an!
Diese Gatten, diese Brüder
Hatten auch ein Vaterland;
Doch sie kehren nimmer wieder,
Nie zu Freund und Liebeshand.

Manches Weib wird um sie weinen,
Manches Kind den Vater flehn;
Nimmer wird der Sohn erscheinen,
Nie die Braut den Jüngling sehn;
Denn sie liegen fern erschlagen,
Ohne Kranz und ohne Grab,
Wo ihr Wüthrig sonder Klagen
Sie zum Raub den Vögeln gab.

Leipzig, deine goldnen Zinnen,
Glänzend in dem Morgenlicht,
Sah'n den furchtbarn Tag beginnen,
Der Entscheidung Weltgericht.
Völker stehn für Millionen,
Wo der Tod die Schranken hält.
Fürstenthümer, Königsthronen
Fallen, wie die Stoppel fällt.

Einer standen wir für Alle,
Alle für den einen Mann.
„Brüder, wer da fällt, der falle!"
Schritten wir im Sturm voran.
Schaaren aus der Preußen Lande,
Schaaren aus dem Österreich,
Von dem Belt, vom Wolgastrande,
Waren heut an Muth sich gleich.

Will in donnernden Gewittern
Meer und Himmel untergehn?
Will der Berge Rand zersplittern,
Sich des Erdballs Achse drehn?

Stürzt der Weltbau schon zusammen,
Daß der Abgrund krachend bebt?
Zweifelnd kämpfen Schwert und Flammen,
Und die Wage schwankt und schwebt. —

Aber überm Kriegsgetümmel,
Wo kein Erdensturm sich naht,
Hoch im Wolkenzelt der Himmel,
Hielt der HErr, der höchste Rath.
Eines Frevel ward geschlichtet,
Ueber Einen ging Geschrei —
Da rief Gott: „Er ist gerichtet."
Rief, und brach den Stab entzwei.

Und die Schaaren fallen nieder
Vor dem Stuhl mit Preis und Dank.
Durch die Himmel gehen Lieder,
Fort durch aller Sterne Klang:
Gott ist Richter! Seine Werke
Sind gerecht und weis' und gut.
Heil und Hoheit, Macht und Stärke
Dem, der große Dinge thut.

Unten ruh'n die müden Speere
Von des heißen Tages Streit,
Bis die Schaar, wie Sand am Meere,
Blutiger den Kampf erneut.
Ja es galt um Tod und Leben,
Galt um Freiheit, Haab' und Gut,
Alles Kleinod hinzugeben
Und den letzten Tropfen Blut.

Auf, schon blitzen die Geschosse!
  Sieg verheißt das Morgenroth.
Stürmt die Glieder, sprengt die Rosse,
  Brecht durch Kugel, Flamm' und Tod!
Und wie Wogensturz und Brausen,
  Wenn der Sturm vom Felsen fährt,
Also gings mit Graus und Sausen
  In der Feinde dichtes Schwert.

Da ergriff sie Gottes Schrecken,
  Daß sie stürzten, daß sie flohn.
„Fallt ihr Berge, mich zu decken!"
  Rief ihr Held, der Flücht'gen Hohn.
Oeffne Leipzig deine Thoren,
  Speie dieses Scheusal aus!
Und dein Fürst, der ihm geschworen,
  Schände nicht dein deutsches Haus.

„Ist der Ausgang rings umzogen,
  Durch der Mauern Flammen-Glut,
Durch die Wälder, durch die Wogen,
  Stürzt euch in der Ströme Flut!"
Und die Flucht wird todesgrausend,
  Und der Brücke Bogen bricht;
Es verschlingt die Flut sie brausend,
  Und vollbracht wird das Gericht.

Wo die Pleiß' und Elster rauschen,
  Der Sarmaten Sprößling fiel —
Wird der Nachwelt Wandrer lauschen,
  Schaudernd ob dem Schlachtgewühl.

Und ein grauses Auferstehen
Der Erschlagnen aus der Gruft,
Und ein Rufen großer Wehen —
Wehe, den Tyrannen ruft!!

In dem schweren blut'gen Streite,
Kämpften wir drei Tage lang;
In dem blut'gen, schweren Streite,
Siegten wir drei Tage lang.
Und ein Sturm von Thal und Hügeln,
Wo des Feindes Schrecken flog,
Trug uns Gott auf Adlers Flügeln,
Unser Gott, der mit uns zog.

Ewig in des Ruhmes Landen
Grünet unsrer Fürsten Kranz,
Die ein Fels in Wettern standen,
Alexander, Wilhelm, Franz.
Und die Namen ihrer Helden
Blücher, Platow, Witgenstein,
Schwarzenberg, und wer die Helden —
Gräbt die Zeit in Marmor ein.

Ewig in dem Liede leben
Sollen Bülow, York und Kleist.
Zu dem Sitz der Sterne schweben,
Wer des Volkes Retter heißt.
Ja, wer mit im Kampf gewesen,
Wer für deutsche Freiheit rang,
Sei ein blühend Reis erlesen,
Lebe fort im Volksgesang!

Und die groß im Streit gefallen,
  Bruder uns und Sohn und Freund,
Unsern theuren Helden allen,
  Die ein deutsches Weib beweint,
Deutsche Jungfrau'n windet Kränze;
  Deutsches Volk, auf dieser Flur,
Schwört mit jedem neuen Lenze
  Deutscher Freiheit ew'gen Schwur!

Grünet, grünt, ihr deutschen Eichen,
  Grünt auf unsrer Retter Staub!
Aus der Gruft geliebter Leichen
  Sproß des Ruhms unsterblich Laub!
Daß einst Enkel Enkeln sagen,
  Wo der Helden Asche ruht:
Größre Schlacht ward nie geschlagen,
  Höhern Gütern floß kein Blut.

Weißenkirch bei Frankfurth am Mayn,
den 7. Nov. 1813.

So ist sie denn geschlagen, die große Römerschlacht — welche ich vorhergesagt hatte, die Schlacht, welche vielleicht das Schicksal von Europa entschieden hat. Fünf schreckenvolle Tage standen die Heere wie Mauern gegen einander, (vom 14ten bis 18ten) bis an dem 6ten Tage ein panisches Schrecken die Feinde ergriff, und sie ihre Rettung in der Flucht suchten. Das Kavalleriegefecht am 14ten war nur ein Vorspiel gewesen

zu der großen Trauerscene, die eigentlich in drei Hauptakte zerfällt, vom 16ten, 18ten und 19ten October. Als Napoleon, der anfangs Willens gewesen, sich nach Magdeburg zu ziehen, gezwungen worden, sich auf Leipzig zu werfen, so stellte er seine ganze Macht von 150,000 bis 200,000 Mann hinter Wachau auf. Der 15te Oct., während dessen solches geschah, ging ganz still vorüber. Es war aber eine schauerliche Stille, die dem Erdbeben vorangeht. Die ganze Kavallerie-Linie stand wieder vor Libertwolkwitz aufmarschirt, unternahm aber gar nichts gegen die Unsrige, welche zwischen Gossa und Störmthal in Schlachtordnung stand. Da alles ruhig war, so ging ich bis an die äußerste Vorposten-Linie, und war kaum 500 Schritt von der feindlichen Kavallerie entfernt. Das Feld war noch mit Todten von dem gestrigen Tage bedeckt, und im Dorfe Gossa lagen viele französische Verwundete. Das Predigerhaus war ganz verwüstet, und die Bücher lagen zerstreut auf der Erde. Meine Nachtherberge war auf dem Felde bei dem Dorfe Groß-Petschau, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde. Kaum war der Morgen am 16ten angebrochen, so machte ich mich auf, um bei meiner Brigade zu seyn; als ich um 9 Uhr bei Störmthal ankam, war der Kanonendonner schon angegangen. Es spielten an diesem Tage 1500 Feuerschlünde gegen einander.

Man denke sich dies Getöse! Es war, als ob die Erde zertrümmert werden sollte. Wir Preußen standen wieder auf dem rechten Flügel bei Gossa und Störmthal, dem Flecken Libertwolkwitz gegen über; an uns schloß sich das Witgensteinsche Corps; Barclay de Tolli stand im Centro gegen Wachau, und die Oestreicher auf dem linken Flügel gegen Connewitz und Lindenau; bei der großen Ausdehnung der Schlacht-Linie konnte ich nichts sehen, als das, was auf dem rechten Flügel geschahe. Auf diesen schien aber Napoleon seine ganze Kraft zu richten, um ihn vom Centro zu trennen, und so unsre Linie durchbrechen zu wollen. Ein aufgeworfener Hügel bei dem Dorfe Gossa diente mir lange zum Standpunkte, da aber die Granatkugeln rings um denselben niederfielen, so verließ ich um 11 Uhr diesen Punkt, und wandte mich rechts nach dem Dorfe Störmthal, wo die Infanterie-Brigade von Klüx aufmarschirt stand. Unsre Kavallerie hatte eine solche Stellung an der Lehne der Anhöhen gegen Wachau, daß die Kugeln mehrentheils über sie herüberflogen, und ihr wenig Schaden thaten. Desto mehr aber litt unsre Infanterie, so daß die Brigaden von Klüx und Prinz August fast aufgerieben wurden. Da der starke Wind den Rauch dem Feinde gerade ins Gesicht blies, so konnte er nicht sehen, wohin er sein Ge-

schütz richten sollte. Fast drei Stunden lang schoß er vielleicht aus zehn Batterien auf das Dorf Gossa mit toller blinder Wuth, wo aber kein Mensch mehr stand; denn Alles hatte sich rechts aus der Schußlinie nach Störmthal hingezogen. Viele Tausende und Tausende von Granaten fielen daher umsonst hier nieder, weil man hinter dem Dorfe eine Menge Truppen vermuthete. So wurde also der Angriff auf den rechten Flügel zurückgeschlagen, und General Kleist eroberte fünf Kanonen. Während dies geschahe, war Napoleon auf dem linken Flügel, wo die Oestreicher standen, bis gegen Gröbern vorgedrungen; aber der Graf Nostiz mit seiner Kavallerie zersprengte mehrere Quarrées, und Bianchi eroberte 8 Kanonen. Auch im Centro wurde der Feind durch den Graf Orlof Denisow russischer Seits bis weit hinter Wachau zurückgeworfen. Auf der andern Seite von Leipzig hatte der General Blücher die Franzosen zurückgedrängt, ihnen 30 Kanonen und über 2000 Gefangene abgenommen. So endete sich der erste Tag dieser ungeheuren Schlacht damit, daß Napoleons stolzer Plan vernichtet, und sein ganzes Glück zertrümmert wurde. Wir behaupteten das Schlachtfeld. Der folgende Tag, der 17te October, war ein förmlicher Ruhetag. Napoleon wagte nicht anzugreifen, und wir erwarteten dreierlei Verstärkung, 1) den Kronprin-

zen v. Schweden, 2) den General Benningsen, und 3) den Grafen Colloredo. Alle drei trafen desselben Tages auch ein, ohne daß Napoleon es verhindern konnte, und nun wurde der 18te October zum neuen Angriffe bestimmt. Napoleon hatte in der Nacht seine Stellung verändert, so daß er sich näher an Leipzig gezogen. Itzt war er aber fast ganz umringt; denn die Lücke zwischen unserm rechten Flügel und dem General Blücher war durch Benningsen und den Kronprinzen ausgefüllt, wodurch zugleich die Communication mit Dresden abgeschnitten wurde. Auf den Fall der Flucht blieb ihm nur eine Straße übrig — die nach Naumburg; hätte der östreichische General Giulay diese Straße forcirt, oder wären die Preußen an diesem Posten gewesen, so würde wahrscheinlich Napoleon mit seinem ganzen Heer gefangen seyn, oder er hätte sich mit Verzweiflung durchschlagen müssen. Die Schlacht begann mit einem Regen von Kanonenkugeln und Granaten, die von allen Seiten auf die Feinde niederstürzten. Aber kaum hatte dies Feuer zwei Stunden lang gewähret, so trat die französische Armee schon den Rückzug an. Um diesen schrecklichen Rückzug zu decken, opferte Napoleon fast den dritten Theil seiner ganzen Armee auf, den er unbarmherzig als eine Vormauer unsern Feuerschlünden entgegen stellte. Ganze Glieder wurden

von unserm Mordgeschütz dahingerafft. Man fand am folgenden Tage zerrissene Leichname, ohne Arme, Füße und Köpfe, zerstümmelte Gliedmaßen schichtenweise über einander liegen, und Kugeln so dicht aneinander, als wenn das Feld damit besäet worden. Da die Sachsen sahen, daß Napoleon die Flucht ergriff, so gingen zwei Regimenter, sieben Bataillone und vier Batterien Kanonen zu uns über, um gegen die Franzosen zu fechten. Wir hatten die Dörfer Wachau, Probstheida, Dölitz ꝛc. eingenommen, und Napoleon warf sich in die Stadt Leipzig, um seine Artillerie und Munition zu retten; indeß die Arriergarde vor der Mühle gegen Connewitz übernachtete. Diese Nacht war gräßlich: wir bivouakirten unter Haufen von Leichnamen. Die Dörfer brannten lichterloh; die armen Verwundeten, welche sich in die Häuser geflüchtet hatten, mußten ohne Hülfe verbrennen. An den Zäunen und auf allen Wegen lagen Sterbende, die seufzten und stöhnten. Fast mit jedem Schritte trat man in Blut. Man brachte die Nacht mit Verbinden und Wegschaffen unserer Blessirten zu, man begrub die Todten und harrte sehnsuchtsvoll dem Morgen entgegen, um von diesen Schauderscenen fortzukommen. Endlich brach der Tag an, und erneuerte den letzten Akt des großen Trauerspiels. Gleich am Morgen erschien eine Deputation aus der Stadt an

den Fürsten von Schwarzenberg mit dem Antrage: der König von Sachsen wolle seine übrigen Truppen übergeben, indeß sollte dem Rest der französischen Armee ein freier Abzug gestattet werden. Natürlich wurde dieser Antrag verworfen, und die Alliirten drangen mit stürmender Hand von allen Seiten in die Stadt ein. Itzt ward das Handgemenge allgemein. Man schlug sich in allen Straßen; bald aber entstand unter den Franzosen eine allgemeine Verwirrung. Alles warf die Gewehre weg, und stürzte sich über einander, nur an seine eigne Rettung denkend. Napoleon selbst wollte sich durch das Petersthor flüchten, fand es aber schon von Preußen besetzt, und rettete sich zu Pferde durch ein Gäßchen über die Brücke am äußern Ranstädter Thore, welche gesprengt wurde. Die in der Stadt befindlichen Sachsen gingen itzt zu uns über, und kehrten die Waffen gegen die Franzosen. Das schrecklichste Schauspiel aber gewährte die Flucht der Feinde vor der Brücke über die Elster, welche der einzige Uebergang war. Man hatte die Brücke zu früh abgebrannt, und fast die ganze Arriergarde befand sich noch auf dieser Seite. Um der Gefangenschaft zu entgehen, stürzten sich die Anführer zuerst in den Strom — ihn zu durchschwimmen. Der Fürst Poniatowski ertrank, und viele Tausende, die seinem Beispiele folgten. Alles Uebrige wurde gefangen gemacht. Das war

das

das Ende der Leipziger Schlacht, die mit keiner Schlacht Napoleons an Dauer und Folgen verglichen werden kann. Die Zahl der Gefangenen beläuft sich auf 60,000, worunter 33 Generale von hohem Range sind. Man hat gegen 300 Kanonen erbeutet und 1000 Munitionswagen.

Unauslöschlich wird das Bild dieser entsetzlichen Schlacht, deren Augenzeuge ich von Anfang bis zu Ende war, in meiner Seele bleiben. Viele Meilen weit ist das große Schlachtfeld mit Leichen und todten Pferden, zerbrochenen Wagen, Hüthen, Tornistern rc. dergestalt bedeckt, daß man weder zu Wagen noch zu Pferde darüber passiren kann. Ein Paar noch lebende Verwundete schleppte ich selbst in ein nahes Haus, und gab ihnen etwas Brot und Wein; denn der Hunger hat unter den Franzosen schrecklich gewüthet. Die Gefangenen sahen wie die Gespenster und Schatten aus.

Die Verfolgung des Feindes war sehr schnell. Wie auf dem Rückzuge von Moskau, wurde Napoleon gezwungen auf einer einzigen Straße zu ziehen, indem er von beiden Seiten die Alliirten zur Begleitung hatte. Da unsre Brigade in Eilmärschen Tag und Nacht fortging, so konnte ich in keiner Stadt mich verweilen, um irgend etwas zu besehen. Leipzig habe ich nur durchflogen. In Naumburg schlief ich ein Paar Stunden am 22sten October, und vor Buttelstedt in einem

brennenden Dorfe. Die Ufer der Saale sind romantisch schön. Weimar, das deutsche Athen, ist schlecht gebaut; nur das Schloß des Herzogs ist prachtvoll, und hat eine imposante Lage. Es that mir sehr leid, weder Göthe noch irgend einen andern großen Mann kennen zu lernen. Vielleicht werde ich auf dem Rückwege so glücklich seyn, das Versäumte einzuholen. Zu Schwerstedt sah ich den Prediger des Orts mit zehen Kindern weinend in seinem ausgeplünderten Hause stehen. Die Franzosen verwüsten beim Rückzüge aus Bosheit alle Dörfer. Erfurth ließen wir links liegen. Das Kleistsche Corps soll zur Einschließung zurückbleiben, indeß wir mit der Kavallerie in der Avantgarde des Witgensteinschen Heeres nach dem Rheine ziehen. Gotha ist schöner gebauet als Weimar. Das Schloß liegt auf einem Berge, und beherrscht mit Majestät die Stadt. Die Seeburger Sternwarte liegt eine Stunde südöstlich von der Stadt. Herr v. Zach ist nicht mehr da, sondern mit der verwittweten Herzogin auf Reisen; Herr v. Lindenau vertritt, wie mir gesagt wurde, seine Stelle. Gotha ist ein reiches und blühendes Land; durch pünktliche Veranstaltungen ist nirgend eine Plünderung geschehen, wofür die Einwohner die Autoritäten segnen; sie sprachen mit Achtung vom verstorbenen Herzog Ernst, dessen gute Einrichtungen noch itzt segnend

fortdauern. Bei Schnepfenthal fuhr ich vorbei. Da ich einen Bauer fragte, was dort Merkwürdiges zu sehen sey, gab er naiv zur Antwort: gute Pferdezucht. Von Salzmanns Institut wußte er nichts. Ein Sohn des verstorbenen Pädagogen soll das Institut dirigiren. Hier erhebt sich das Thüringer Waldgebirge, und die Gegend fängt an sehr durchschnitten zu werden. Am 28. October langte ich zu Eisenach an, wo das alte Schloß Wartburg auf einem hohen Felsen liegt. Ich besuchte Luthers Stube, welche nur ein Fenster hat, und einem Gefängniß ähnlich sieht. An der Wand, über dem alten Eichentische ist ein schwarzer Stein, den man als den Fleck zeigt, wo Luther dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf warf. In einem Saale sind die Waffenrüstungen der Landgrafen von Thüringen merkwürdig zu sehen; merkwürdig ist auch die kleine Kirche, worin Luther die erste protestantische Predigt gehalten. — Die Aussicht ist hier wunderschön. Der Weg übers Gebirge nach Hirschfeld ist sehr gefährlich. Die französische Armee hat hier viele Spuren ihres schrecklichen Zustandes zurückgelassen. Alle Schluchten und Gräben sind mit Leichnamen und todten Pferden angefüllt, der Weg ist davon wie besäet, und Alles fährt über die zerquetschten Gebeine hinweg. Auf einer Stelle zählte ich an zwanzig zerbrochene Wagen.

Wir gingen über Alsfeld, Friedeberg, Homburg, und langten nach einem beschwerlichen Marsche, ohne auszuruhen, am 5ten November bei Frankfurth am Mayn an. Hier blieben wir in dem Dorfe Weiskirch zwei Tage lang stehen, um uns von der Ermattung zu erfrischen. Die Gegend, wo der Mayn mit dem Rhein sich vereinigen will, ist ein mit Dörfern und Städten herrlich prangendes Thal, welches von beiden Seiten von Anhöhen bekränzt wird. Die Stadt Frankfurth liegt mitten in diesem Thal, und trägt alle Spuren eines hohen Alterthums an sich. Nur eine Straße, die Zeile genannt — ist regelmäßig und breit, mit Pallästen angefüllt, die übrigen sind wie die Altstadt zu Königsberg, eng, schief und winklicht. Am 6ten November hielt der östreichische Kaiser seinen feierlichen Einzug, in Begleitung des russischen Kaisers, und wurde mit einem solchen Jubelgeschrei empfangen, als käme ein Engel vom Himmel an. Er zog in die Domkirche zur Messe mit einer unendlichen Begleitung. Jeder Frankfurther schien heute den Spruch des Claudius zu befolgen: „Heute will ich froh und lustig seyn, kein Gesetz und keine Sitte hören, will mich wälzen und vor Freude schrein, und der König soll es mir nicht wehren." — Der König von Preußen, der von Leipzig nach Berlin und Breslau gereist war — wird erst nach

einigen Tagen erwartet. Man spricht hier mit Bewunderung von des Generals v. Wrede Tapferkeit, der bei Hanau dem Kaiser Napoleon ein zweites Beresina bereitete. In dem elendesten Zustande sind von der großen Armee von 350,000 Mann, kaum 60,000 über den Rhein gekommen.

Wegen Mangel an Raum, da hier alles von kaiserlichen Truppen überschwemmt ist, haben wir Befehl erhalten, in der Gegend vor Laubach, fünf Meilen von hier, Cantonnirungsquartiere zu nehmen, wohin wir morgen abgehen.

So bin ich denn binnen eines Jahres Frist von der Düna bis an den Rhein gekommen, und habe über 300 Meilen gemacht. Wo wird mich Gott noch hinführen?

Ehrenbreitstein, den 9. Jan. 1814.

Nach zweimonatlichem Stillstande an den Ufern der Lahn brachen wir am 5ten dieses Mon. von Kirchhain bei Marburg auf, um über den Rhein zu gehen. Der Feldmarschall Blücher ist in der Nacht vom 31sten December zum 1sten Jan. bei Caup ohne Schwierigkeit über den Rhein gegangen, und zieht über den Hundsrücken nach der Mosel, wahrscheinlich um dem Grafen Witgenstein die Hand zu reichen, welcher bei Manheim den Uebergang gemacht hat. So stehen die ver-

bündeten Heere in einer ungeheuren Linie von Antwerpen bis nach Genf auf französischem Grund und Boden. Große Begebenheiten sind seit zwei Monaten erfolgt: Holland ist in Sturmschritten erobert worden. Danzig, das Bollwerk an der Ostsee, ist gefallen. Dresden, Torgau, Stettin, Erfurth rc. haben sich ergeben. Der Marschall Davoust wird vom Kronprinzen Schwedens in die Enge getrieben; die Schweiz, diese große Vestung Europa's, ist von Oestreichern und Russen besetzt, und halb Italien erobert. Alles dieses sind die ungeheuren Folgen der einzigen Schlacht bei Leipzig.

Am 8ten November vorigen Jahres trafen wir in Laubach ein, welches dem Grafen von Solms gehört. Wir waren schon am Rheine gewesen, mußten aber wegen Futtermangel und vor dem großen Gedränge bei Frankfurth einige Tagereisen zurückgehen. Das Städtchen Laubach liegt am Fuße des Vogelsberges in einer wilden und rauhen Gegend, die als eine Fortsetzung des Thüringer Waldgebirges anzusehen ist. Die Fulda fließt östlich durch diese Bergwildnisse; westlich entspringen die Wetter, Nidda, Lahn und andre kleine Ströme, auf diesen Anhöhen, müssen aber durch tiefe Schluchten sich krümmen und winden, bis sie ihr Tröpflein Wasser dem großgebietenden Vater Rhein zutragen. Wer sollte es

glauben, daß in diesen abgesonderten Wald=Einöden die freundlichen Musen wohnen? Ich fand zu Laubach eine schöne Bibliothek von beinahe 30,000 Bänden auf dem Schlosse des Grafen, der ein ausgezeichneter Freund der Literatur ist. Alle Prachtwerke der deutschen, englischen, französischen und italiänischen Classiker finden sich hier in schönem Einbande beisammen. Auch alle nur möglichen Zeitschriften. Für unsere Offiziere ist dies ein anziehendes Gastmahl: Schillern, Göthen und Wieland wird am freundlichsten zugesprochen.

Das Städtchen Schotten, wo ich Gottesdienst und Abendmahlsfeier hielt, liegt so versteckt und unzugänglich im Gebirge, daß die Leute sich verwunderten, wie hier einmal Kriegsvölker zu ihnen gekommen sind. Sonst waren sie von den Kriegsstürmen verschont geblieben; denn die Wogen, die Europa erschütterten, schlugen an ihre Felsen an, ohne sie zu erreichen. Sie leben in glücklicher Verborgenheit von Tuchweberei und Spinnen. Fleiß und Genügsamkeit sind ihre Tugenden. Den Namen soll der Ort von schottischen Kolonisten erhalten haben, die sich zuerst hier ansiedelten. Auch das erste Licht des Christenthums kam aus Schottland hieher. Bonifacius, der von den Friesen erschlagen ward, irrte vor tausend Jahren lange in dieser Gegend herum, bis er an

dem Orte, wo itzt Fulda steht, einen Platz im Walde fand, um ein Kloster zu bauen, welches vor den Anfällen der Sachsen verborgen und gesichert läge. Ein edler deutscher Jüngling, Namens Sturm, leistete ihm dabei die größten Dienste. Das Kloster wurde bald das, was jenes auf Cassino für Italien: die Pflanzschule der Wissenschaft für ganz Deutschland. Die größten Männer wurden hier gebildet. Vor Entstehung der Universitäten waren die Klöster die einzigen Sammelplätze der Gelehrsamkeit. Nur ein Fremdling in der Geschichte kann den großen Werth derselben für jene Zeiten — verkennen. Man versündigt sich an dem Menschengeschlechte, wenn man diese Anstalten aufhebt, ohne sie für Schulen und Erziehungsanstalten zu verwenden.

Schade, daß wir diese Gegend so bald verlassen mußten. Schon am 16ten November erhielten wir Befehl, nach Alsfeld aufzubrechen, welches nordwestlich vom Vogelsberge gelegen ist. Das romantisch auf einer Anhöhe prangende Schloß Altenburg, ward dem Generalstaab als Aufenthalt zu Theil. Es gehört der ehemaligen Gesandtin am preußischen Hofe, der Frau v. Riedesel, die sich als Schriftstellerin bekannt gemacht hat, und eine eifrige Freundin Preußens ist. Ein reißender Strom stürzt sich unter den Schloßfenstern brausend in das Felsenthal hinab, und

schlängelt sich in vielen Krümmungen erst durch das unten liegende Dorf, dann um die Stadt Alsfeld, und verliert sich dem Auge hinter vielen Dörfern und Hügeln, wie ein flatternder Silberstreif. In der umliegenden wildschauerlichen Gegend hielt ich wohl an zwölf verschiedenen Orten Predigt und Communion mit den Truppen. Am 1sten Advent auch hier in der Schloßkapelle, wo der General und sämmtliche Offiziere feierlich zum Abendmahle gingen. Unser längere Aufenthalt hieselbst führte mich zur genaueren Bekanntschaft mit dem Hessenlande. Ein schöner Menschenstamm, die alten Katten, schlank, groß und stämmig, blondgelockt, blau von Augen, und fast trotzig von Blick. Die Männer tragen ein Oberhemd aus weißer Leinwand über die andern Kleider, auch weiße Stiefeletten mit einem rothen Reif am Knie. Sie fahren mit Ochsen, seltener mit Pferden, und reden zu ihnen eine ganz andere Sprache, als unsere Fuhrleute, um die Fahrt zu beschleunigen oder einzuhalten. Es ist eine Art von Gesang, mit welchem sie längs den Straßen ziehn. Ihre Wagen haben nur zwei Räder, die sehr weit aus einander stehen und hoch sind. Außerdem sind auch Handkarren gebräuchlich mit einem Vorderrade, vor welche sie Hunde spannen. Es ist ein sonderbarer Anblick, den Hund hier im Zugseil traben zu sehen, während der Führer sich

mit ihm unterredend den Karren nachschiebt. Der Esel gehört hier auch zur Hausgenossenschaft. Sein Geschäft ist, die Säcke nach der Mühle zu tragen; er geht aber desto schneller, je mehr ihm aufgebürdet wird, wahrscheinlich um die Last desto eher los zu werden. Beim Pfluge spannt man wohl einen Ochsen und ein Pferd zusammen, bisweilen auch vor den Wagen, jedoch hängt man Ersterm einen Flor vor die Augen, damit diese nicht vom Staube beschädigt werden.

So schön und schlank auch das männliche Geschlecht der Hessen ist, so häßlich und bis zur Carrikatur entstellt, erscheint das weibliche durch die unschickliche Kleidung, die es trägt. Eine spitze, kegelförmige Haube, in Form eines Zuckerhuts macht das schöne runde Menschenhaupt zur Keilgestalt. Ein dicker Wulst um die Hüften, nebst fünf bis sechs Röcken treiben den Unterleib wie ein Faß empor, welcher gegen den geschnürten Oberleib desto mehr absticht. Hohe Absätze machen den Fuß, welcher nebst dem rothgezwickelten Strumpf bis an die Knie zu sehen ist, wackelnd und unsicher. Am Sonntage erscheinen sie schwarz gekleidet. Nichts wird von ihnen in der Hand, sondern alles auf dem Kopfe getragen; sogar den Wasser-Eimer, den sie mit leichter Mühe in der Hand tragen könnten, stellen sie mit vieler Beschwerde und Grazie auf den Kopf, zu welchem

Behuf sie ein kleines Kissen auf dem Blatte tragen. Für dieses unnatürliche Tragen rächt sich die Natur an ihnen durch einen niedergedrückten Hals und einen frühzeitigen Kropf, welchen sie aber eher für eine Schönheit, als für einen Fehler zu halten scheinen. In ihrem Hauswesen herrscht nichts weniger als Reinlichkeit; sie lieben vielmehr den Schmutz dergestalt, daß sie den Löffel niemals waschen, sondern ihn der kompendiösen Kürze wegen bloß durch den Mund ziehen; auch finden sie es bequemer, aus der ungespülten Tasse zu trinken. Bei Tische zu beten wird für unanständig gehalten, und die fünf Hauptstücke zu lernen, ist bei Kindern höherer Stände nicht üblich. Ich lernte die vierzehnjährige Tochter eines Predigers kennen, welche die zehn Gebote nicht wußte, und doch sollte sie eben confirmirt werden. Die Achtung für den geistlichen Stand ist hier so tief gesunken, daß ich lieber ein Handwerker seyn wollte, als ein hessischer Prediger. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Man sieht sie mit der Flinte in der Hand, von Hunden begleitet daherziehen. Weder an ihrem Gespräche, noch an ihren Kleidern erkennt man ihren Stand. Sie gehen in buntfarbigem Anzug, das Haar à la Titus, und lieben Kartenspiel und Wein; daher sie in Gesellschaften sehr gelitten sind. Sie studieren vorher auf Anekdoten, um die Gesell-

schaft lustig zu machen. Einer von ihnen hielt, wie mir ein Offizier versicherte, eine Predigt über dem Weinfasse, um die Anwesenden zu belustigen!! Die Mehrzahl lebt in befremdender Unbekanntschaft mit der Literatur, wovon folgende Erfahrung, die ich machte, ein redender Beweis ist. Ein Geistlicher, den ich am 2ten December besuchte, fragte mich, von wo ich gebürtig wäre; ich erwiederte, bei Memel. „Bei Memel, sagte er — wo liegt das? Ich antwortete scherzhaft: am Kaspischen Meere. Mein Gott, rief er aus: von so weit kommen Sie her! In den Kirchen ist wenig Polizei, die Predigt entweder Moral oder Politik, selten Religion. Und der Mensch schmachtet nach höherm Trost vom Himmel, er vergehet vor Durst, aber die am Brunnen stehen, verwehren es ihm, sich am Tropfen des Heils zu laben; sie reichen ihm den Becher dar, aber ach, der Becher ist leer! — Vor einigen Tagen fiel mir die gedruckte Predigt eines Hessischen Geistlichen, die er im Jahr 1807, nach der Schlacht bei Friedland gehalten, in die Hände. Sollte man glauben, daß der Hauptsatz also lautet? „Das Unglück unserer Feinde (Preußen) ist unser Glück geworden." — Ein kalter Schauer überlief mich bei diesem unchristlichen Gedanken. Fast ein jedes Dorf und Dörfchen hat seine eigene Kirche, die aber jedesmal über alle Beschreibung klein, eng und finster

ist. In solcher Kirche kann man nicht die geringste Andacht haben, und das heißt, die Religion in die Tasche stecken oder einschachteln. Gott will angebetet seyn in einem erhabenen Tempel, nicht aber in einem Kartenhäuschen. Wie viel herzerhebender ist es aber im alten Preußen, wo oft 20 bis 30 Dörfer eine große Kirche im Mittelpunkt haben. Alles wallfahrtet hinauf am Sonntage, wie nach Jerusalem; Bekanntschaften werden gemacht, oft Bande des Herzens geknüpft, und die Dörfer betrachten sich als eine Familie, die zu eines Vaters Hause hingehören; statt daß hier zu Lande ein Dorf von dem andern keine Notiz nimmt, jedes sich als ein abgesondertes Ganze betrachtet. Man fragt oft vergebens nach dem Wege von einem Dorfe zum andern. Die Leute wissen und kennen nur ihre zwanzig Häuser, die ihre Welt sind. Ein anderer übler Umstand ist dieser, daß 4 bis 5 Dörfer oft nur einen Prediger haben, der alle Sonntage vier bis fünf Mal predigen, und von einem Dorfe zu Fuß nach dem andern laufen muß. Wer ein wenig Menschenkenntniß hat, weiß es, wie ekelhaft es dem Redner wird, denselben Vortrag zum zweiten oder dritten Male zu halten. Er muß ein Saalbader werden, er mag wollen oder nicht. In keinem Lande sind die Geistlichen schlechter besoldet, als hier, wo sie jährlich zwei bis dreihundert Gulden Einkünfte

haben (alle Emolumente eingerechnet), welches gar nicht hinreichet, ihre Kinder, deren Anzahl gewöhnlich bis an die Zahl der Musen, oft an die der Apostel reicht, anständig zu erziehen. Die Bauerkinder gehen daher besser gekleidet, als die Pfarrerskinder. Wann wird sich ein Hessischer Landesfürst über sein Volk erbarmen, und ihm besser besoldete Geistliche geben, damit die gesunkene Achtung für diesen ehrwürdigen Stand etwas gehoben werde!!

Am 14ten December brachen wir von Altenburg auf, und gingen nach Kirchhain bei Marburg. Es war mir angenehm, diesen schönen Musensitz Deutschlands näher kennen zu lernen. Die Professoren Marburgs nahmen mich mit auszeichnender Gefälligkeit auf. Lehrer und Lernende sind von einem patriotischen Enthusiasmus beseelt, welcher sie unter der vorigen Regierung oft in Gefahr brachte. Itzt eilt Alles, was von Studierenden hier ist, selbst von den Schulen zu den Waffen. Die Stadt zählt 6 bis 7000 Einwohner, sie liegt in einem halben Kranze an einem steilen Berge, auf dessen Gipfel das Schloß oder die alte Residenz der Landgrafen majestätisch pranget. Die Natur hat die umliegenden Berge mit unendlicher Anmuth geschmückt; ein weites Thal eröffnet sich nach Süden und Norden, durch welches die Lahn sich malerisch schlängelt. Die Eli-

sabethkirche mit den Gräbern fürstlicher Personen ist ein prachtvolles Werk der gothischen Baukunst. Den silbernen Sarg der heiligen Elisabeth hat der König Hieronimus nach Cassel transportiren lassen, um sich der Edelsteine zu bemächtigen, mit welchen er ausgeziert war. Das Volk ist über diesen Kirchenraub bis zur Wuth aufgebracht. Die Kirche ist ein Simultaneum von protestantischem und katholischem Gottesdienst. Der durch seine Bibelübersetzung bekannte Professor Van Eß predigt darin. Er hat sehr großen Zulauf von beiden Confessionen; obgleich sein Vortrag etwas gedehnt und breit ist, so hört man ihn doch gern, wegen des freien lebendigen und herzlichen Ausdrucks, den er ganz in seiner Gewalt hat. Bei Herrn Prof. Münscher hospitirte ich eine Stunde in der Dogmengeschichte. Sein Anstand hat etwas Gezwungenes, aber sein Vortrag ist so präcise, bündig und gedankenreich, daß jede Periode gedruckt werden kann. Ein langsamer und feierlicher Ausdruck macht, daß die Zuhörer jedes Wort zu Papier bringen können. Im Umgange ist er human und liebenswürdig. Die Achtung der Mitbürger und Zuhörer für diesen Mann grenzet an Verehrung. Auch Arnoldi, den großen Orientalisten, lernte ich kennen. Er wies mir das arabische Wörterbuch von Golius, mit vielen Excerpten und Nachträgen aus arabi-

schen Schriftstellern versehen, so daß eine neue Herausgabe des Golius von seiner Meisterhand eine große Bereicherung der orientalischen Literatur wäre. Herr Arnoldi führte mich in die Versammlung bei dem Buchhändler Krieger, wo mehrere Professoren und Offiziantên alle acht Tage zusammen kommen; hier sprach ich Tennemann, der durch seine Geschichte der Philosophie berühmt ist, Munke und andere Gelehrte. In dem Hause des Professor Crede, der zugleich Director des Pädagogiums ist, genoß ich eine ausgezeichnete Freundschaft und Pflege, weil ich mich einige Tage nicht wohl befand. Am ersten Christfeiertage predigte ich zu Kirchhain, am zweiten in Marburg für den Prof. Creuzer, der sich um einen kranken preußischen Offizier sehr verdient machte. Auch Herrn Superintendenten D. Justi besuchte ich. Er ist ein großer Freund der Hessischen Landesgeschichte, und hat das Leben der Elisabeth und ihrer Tochter sehr lehrreich beschrieben. Durch die Güte des Herrn Prof. Zimmermann wurde mir verstattet, die Bibliothek zu sehen, welche nicht groß, aber auserlesen ist.

Da die bekannte Elisa Bürger hier ein Declamatorium gab, so wohnte ich eines Abends der Versammlung bei. Sie sprach nur da gut, wo sie sich selbst vergaß, und von ihrer Ziererei

nach-

nachließ. Das Gedicht Lenore gelang ihr besonders gut. Sie wußte so geschickt vom Stuhle zu fallen, daß sie nicht nur keinen Schaden nahm, sondern noch eine vortheilhafte Stellung gewann. Schade nur, daß keiner der anwesenden Herren hinzusprang, (was sie wohl beabsichtigt haben mochte) ihr aufzuhelfen, sondern ein Paar alte Matronen ihr diesen Dienst leisteten. Sie versprach pantomimische Darstellungen a la Mad. Schütz, für den andern Tag zu geben, und erbat sich (welche Zartheit!) einen zahlreicheren Besuch.

Uebrigens ist Marburg durch das Gespräch zwischen Luther und Zwingli berühmt, im Jahr 1528, und durch den frühern Ketzer Inquisit Conrad von Marburg, der eine Stunde von hier erschlagen wurde. Eine Straße Marburgs heißt noch die Ketzerstraße, und ein Wasser, der Ketzerbach. Die umliegenden Berge tragen viele Ruinen von alten Schlössern, die zum Theil Raubschlösser gewesen seyn mögen. Sehr prachtvoll auf dem abgestumpften Kegel eines Basaltberges erhebt sich die Stadt Amöneburg; gewiß eine der höchsten Städte Europa's. Die katholischen Einwohner haben die Beschwerde, fast immer in den Wolken zu schweben; der Ort gehörte ehemals nach Mainz, itzt aber nach Cassel. Am 6ten Jan. war ich in Giessen, welches nur drei Meilen

von Marburg entfernt ist. Der Weg an den Ufern der Lahn ist sehr abwechselnd und unterhaltend. Die Stadt liegt in einer flachen Ebene, enthält 10 bis 11,000 Einwohner, und einige schöne Wohnhäuser. Rings um die Stadt, wo die Vestungswälle abgetragen sind, ziehen sich anmuthige Spaziergänge und prachtvolle Häuser; im Innern der Stadt ist aber alles altmodisch, schief und krumm gebauet, gleichend einem alten Bilde mit goldener Einfassung. Die Universität ist in vielen Stücken Antipode von Marburg. Dort war der Patriotismus Feuer und Flamme, hier herrscht Lauigkeit und Kälte, wie denn überhaupt Hessen-Darmstadt durch Anhänglichkeit an Frankreich sich ausgezeichnet hat. Ein Professor, Namens Crome, hat sogar eine Schmähschrift auf die Verbündeten geschrieben, dagegen ist der patriotische Aufruf Wachlers aus Marburg, wie eine Prophetenstimme voll Geist und Leben. Dort begnügen sich die academischen Lehrer mit dem bescheidenen Titel Professor, hier aber prangen sie als Geheime Räthe, Ritter und Commandeurs der Ritter-Orden. Abends war ich auf einem Symposio, wo die Professoren zu geistigen Gesprächen, und zum Wein, sich täglich versammlen. Die Geheimen Räthe Schmidt, Grolmann, die Professoren Diefenbach, Künöl, Pfannkuche, Buchhändler Heyer, Pfarrer Wolf u.

a. lernte ich hier kennen. Besonders freuete es mich sehr, einen Freund und wackern Vertheidiger unsers ehrwürdigen Kant, hier anzutreffen, den Prof. Snell. Nach einer philosophischen Unterhaltung hatte ich schon lange getrachtet, und ich genoß sie diesen Abend auf eine stärkende Weise in der Gesellschaft dieses schätzbaren Philosophen. Am folgenden Morgen fuhr ich nach Wetzlar, wo das Reichs-Kammergericht seinen Sitz hatte, als das heilige Römische Reich noch auf Füßen stand. Seit Aufhebung dieses Schöppenstuhls sind gegen 800 Offizianten von hier fortgezogen, wodurch die Stadt viel verloren hat. Man sieht die ehemalige Wohlhabenheit an der Pracht der Häuser. Alles hat hier ein vornehmes Gesicht. Das Straßenpflaster sogar ist von Marmorsteinen. Bei der hiesigen Simultankirche ist es eine einzige Erscheinung, daß der katholische Dechant den lutherischen Pfarrer zu wählen und zu introduciren hat. Die protestantischen Prediger sind zugleich Lehrer am Gymnasio, um welches der Consistorial-Rath und Pfarrer Follenius hieselbst große Verdienste hat. Der Fürst Primas, zu dessen Gebiete die Stadt Wetzlar gehörte, hat die Schulen neu organisiren lassen, aber nach französischem Zuschnitt. Der Religions-Unterricht ist bei den Gymnasien gar nicht berücksichtigt, sondern dagegen eine Moralstunde festge-

setzt. Welche nachtheilige Folgen diese Verbannung der Religion aus den Schulen äußert, kann folgendes Beispiel beweisen. Der Sohn des Pfarrers Textor aus Romrod, ein zwölfjähriger Knabe, kam von dem Frankfurther Gymnasio nach Hause. Der Vater wollte natürlich wissen, was sein Sohn gelernt hätte, und befragte ihn auch unter andern über das Christenthum. Hier wußte der sich weise dünkende Gymnasiast zu erzählen, daß Christus nicht wirklich gestorben, sondern nur in Ohnmacht gefallen sey, daß die Auferstehung Erdichtung wäre u. dergl. Mit Erstaunen hörte der Vater diese Weisheit seines Sohnes an, und fragte, wer ihn so etwas gelehrt habe? Unser Lehrer Röntgen, erwiederte er, hat uns das erzählt. — — Das heißt doch frühe den Saamen des Zweifels in junge Seelen streuen, und alle Stützen der Religion fürs ganze Leben untergraben! Sonst hatte der junge Textor auch noch exerciren und Komödien-Rollen auswendig lernen müssen.

Von Wetzlar ging unser Zug über Weilburg, Braunsfeld, Dietz und Montabauer nach Coblenz am Rhein. Die ersten drei Städte liegen sämmtlich an dem schönen Ufer der Lahn, und gehören den Nassauischen Fürsten zu. Weilburg, mit etwa 4000 Einwohnern und einem schönen Schlosse, wird von der Lahn fast

als eine Insel umflossen; eine schöne steinerne Brücke führt über den Fluß. Man sieht mit Angst und Grauen zu dem Felsen hinauf, worauf das Schloß gebaut ist, dessen Mauern geborsten zu seyn scheinen, und den Herabsturz drohen. Die Risse sind aber nur schwarze Streifen, die künstlich aufgetragen worden, und den optischen Betrug verursachen. Fast ein Wunderwerk schien mir die Wasserleitung, welche die ganze Stadt mit trinkbarem Wasser versorgt. Dasselbe wird in eisernen Röhren über dem Strom von gegenüber liegenden Felsen sehr kunstvoll in die Stadt geleitet, und steigt hier so hoch zu den verschiedenen Brunnen hinauf, als es jenseits tief gefallen ist. Diese Höhe aber ist wenigstens 400 Fuß zu schätzen. — Das Schloß Braunfels liegt ebenfalls auf einem steilen Felsen, unter welchem an der Morgenseite die Stadt in einem Halbzirkel gleichsam hangend erscheint. Man hat von der Höhe eine wundervoll entzückende Aussicht. Der Fürst hat 12 Soldaten, die seine ganze Armee ausmachen. Ueber Limburg, einem katholischen Orte, kamen wir am 8ten Jan. Abends nach Dietz, wo das Schloß Oranienstein, dem Fürsten von Oranien zugehörend, die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden an sich zieht. Es ist im holländischem Geschmacke gebauet, mit zwei Thürmen auf den Flügeln, und mit schönen Alleen und Gärten

umgeben. Furchtbar drohend ragt eine Felsenspitze weit über den Fluß hin und ist oben mit einem eisernen Geländer umgeben. Majestätisch rollen die Wogen unter dem Felsen fort, indeß man oben wie in den Lüften schwebt. Die Stadt war mit Ehrenpforten und Kränzen geschmückt, weil man eben die Ankunft des Fürsten von Oranien in Holland gefeiert hatte.

Am 6ten gelangten wir über Montabauer ins Thal Ehrenbreitstein an. Es geht von einem hohen Bergrücken durch schauerliche Waldungen in die Vertiefung hinab, wo der majestätische Rhein seit Jahrtausenden seinen Lauf sich gegraben hat. Da stehen wir an dem lang ersehnten Ufer, und schauen mit wonnetrunkenem Blick in die schnell hinrauschenden Fluten. Ueber uns hangen in schwindelnder Höhe Grausen erregend die Ruinen der geschleiften Vestung Ehrenbreitstein. Was vielleicht zehntausend Hände in dreißigjähriger Arbeit mühsam auf einen unüberwindlichen Felsen aufgethürmt haben, das ist von den Franzosen hier in einem Tage zerstört worden. Diese Riesen-Vestung beherrschte nicht nur die unten liegende Stadt von etwa 3 bis 4000 Einwohner, sondern auch das gegenüber liegende Coblenz, das Thal des Rheins und der Mosel, und die ganze Gegend umher. Einige Mauerstü-

ẹe hangen noch zwischen Felsenzacken, herabgestürzte Thurmspitzen liegen in den Fenstern der zertrümmerten Gebäude, kurz alles ist umgekehrt, und aus dem Fundament gerissen. Viele Millionen würden dazu gehören, um nur den Schutt wegzuräumen, der hier liegt und ganze Gebäude bedeckt. Wie in Todesbetrachtungen versunken, stand ich auf diesen Trümmern, und dachte der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit nach. Der Mensch und seine Werke sind von Gestern her; heute bauet und morgen zerstört er wieder; aber ewig rollen die Wogen des gewaltigen Stromes ohne Aufhalten hin, und kein Finger hat noch diesen Felsen unter mir, von seiner Stelle fortschieben können. Welche Hand aber war das, die diese Berge einst von einander riß, um dem Strome den Lauf dazwischen zu gestatten? Wer schob diese Steinmasse über einander, und schrieb das Wort „Unzerstörbar und" Unbeweglich darauf?

Trier, den 19. Jan. 1814.

Drei Tage lang lagen wir zu Thal **Ehrenbreitstein**, ohne über den Rhein zu kommen, denn die Eisschollen gingen zu stark, und thürmten sich an den Seiten auf. Doch wurden alle Schifferkähne aus den nahen Dörfern aufgeboten; man arbeitete Tag und Nacht, uns auf einzelnen

Böten überzusetzen. Ruderstangen zerbrachen und Stricke rissen aus einander. Oft trieb das Eis uns eine Stunde weit den Rhein herunter, bis wir uns durchgebrochen hatten. Doch standen wir am 13ten Abends, nach überstandener Todesgefahr, auf dem linken Rheinufer. Ein Hurrahgeschrei erfüllte die Lüfte, und eine gottesdienstliche Feier unter freiem Himmel weihte uns zu neuen Siegesthaten ein. Wir dankten Gott auf unsern Knien, daß er uns bis hieher geholfen. Coblenz ist sehr schön und regelmäßig gebauet, hat 10 bis 11,000 Einwohner, und ein kurfürstliches Schloß hart am Rhein; denn der ehemalige Kurfürst von Trier residirte daselbst. Von der südöstlichen Anhöhe, wo das Carthäuserkloster steht, hat man den schönsten Prospekt über das Mosel-Thal; unten liegt die reichgethürmte Stadt mit schönen Gärten und Alleen; gegenüber die furchtbar schönen Ruinen von Ehrenbreitstein, in der Mitte der königliche Rheinstrom, mit seinen Inseln und zahlreichen Dörfern und Weinbergen, und am Horizont die Gipfel des Hundsrückens, der Eiffel und des Westerwaldes. Vor Pfaffendorf, eine halbe Stunde das rechte Ufer aufwärts, genoß ich aus den Fenstern des Canonicus Unbescheiden, gleichfalls eine entzückende Aussicht den Rhein herunter. Sein Zimmer auf einer Anhöhe liegend, ist eine wahre Zauberlaterne, denn die schö-

sten Partien des Rheins werden von unzähligen Spiegeln zurückgeworfen. Eine merkwürdige Anekdote hat sich vor einigen Tagen in Coblenz zugetragen. Der ehemalige französische Commandant hatte eine Statüe aufrichten lassen mit folgender Inschrift: à Napoléon, mémorable par la Campagne dans la Russie ꝛc., der itzige russische Commandant ließ darunter die Worte setzen: Vu et approuvé par le Commandant Russien. Ueber die Mosel führt eine steinerne Brücke, die funfzehn Bogen hat. Das Wasser der Mosel und des Rheins unterscheidet sich durch die Farbe, der Rhein ist grünlich, die Mosel aber gelblichroth; sie fließen eine große Strecke fort, ohne sich zu vermischen. Der Wein wird hier, wie bei uns das Bier, in großen Gläsern getrunken, und es ist kein Aufhalten.

Unser Zug nach Trier ging über den Hundsrücken, durch Wege, die mit Lebensgefahr zu passiren sind. Vier Stunden lang fuhr ich am Ufer des Rheins; es war ein heller aber kalter Wintertag. Der Thalweg ist nicht breit; die Uferberge sind sehr steil, aber doch mit Weinstöcken bepflanzt. Ein Dorf grenzt an das andere. Allenthalben Wohlhabenheit und Reichthum. Ganz anders oben auf dem Hundsrücken, man fährt oft 4 bis 5 Stunden weit, ohne ein Dorf anzutreffen. Bei dem Städtchen Lahnstein ergießt sich die

Lahn in den Rhein, nicht weit von einer verfallenen Burg, die sich am rechten Ufer prächtig erhebt. Auch auf dem linken Ufer liegen die Trümmer eines zerfallenen Schlosses oder Tempels; das Dörfchen unten — heißt Kapelle. Rees und Boppart sind zwei Städtchen hart am Rhein. Beim letztern Orte fuhr ich links, die Bergstraße auf den Hundsrücken, wo man zwei Stunden lang in die Höhe fährt. Oben ist der Boden eben, wie auf einer Tafelfläche. Wir fuhren auf dieser Höhe über sechzehn Stunden fort, bis sich der Berg wieder zu senken anfing. Das Städtchen Simmern liegt auf der Höhe, welches ehemals zur Pfalz gehörte. Man baut hier oben sehr vielen Hafer, auch Korn, aber gar keinen Wein. Der Schnee liegt über zwei Schuhe hoch, und hindert unsern Marsch; dennoch machen wir täglich zehn Stunden. Bei dem Dorf Greventhron geht der Weg an einer steilen Berglehne so perpendikulär in den Abgrund, daß jeder Wagen von sechs Bauern gehalten werden mußte, daß er nicht in den Abgrund seitwärts herunterschleuderte. Endlich kamen wir in das Thal der Mosel, und sahen die Thürme von Trier uns entgegen schimmern. Die Gegend wird flach, Reichthum und Wohlhabenheit fangen wieder an.

Wir betraten ein altes heiliges Land, was lange vor der Römerzeit cultivirt und bevölkert

war. Schon auf dem Hundsrücken fanden wir die Ruinen einer alten Straße aus der Römer-Zeit. Merkwürdig war ein abgestumpfter Thurm, der wahrscheinlich einst zur Warte gegen die Deutschen diente. Hin und her lagen die Ueberreste von Mauern, wo ein Quaderstein über den andern aufgethürmt worden. Dies scheinen die Reste alter Castelle zu seyn, welche die Römer gegen die Germanen erbauet haben. Am reichsten an allen Denkmälern ist die Stadt Trier selbst, wo wir am 17ten Jan. anlangten, und nach vielen Strapatzen ein Paar Tage Ruhe genossen.

Die Stadt ist sehr weitläuftig gebauet, voll Klöster, Kirchen und öffentlicher Plätze, hat aber kaum 10,000 Einwohner, die alle zur katholischen Confession gehören. Man spricht schon viel französisch, aber die deutsche Sprache ist noch die herrschende. Auch erkennt man den germanischen Menschenschlag an Gesichtsbildung und Körperbau sehr deutlich. Die französischen Offizianten, welche gehaßt werden, haben sich Alle aus dem Staube gemacht. Die Einwohner schmachteten längst, vom fremden Joche frei zu werden. Itzt hat die Stunde der Erleichterung für sie geschlagen.

Man unterscheidet hier dreierlei Ruinen oder Alterthümer: 1) Die Vorrömischen, welche über 2000 bis gegen 3000 Jahre alt sind. 2) Solche, die aus der Römer Zeit herrühren. 3) Altgothi-

sche, aus den Zeiten des Mittelalters. Zu den antirömischen Denkmälern gehöret das alte triersche Stadthaus, und die Brücke über die Mosel. Ersteres ist aus Quadersteinen, die ohne alle weitere Verbindung sehr fest auf einander gepaßt liegen, erbauet, besteht aus drei Stockwerken, die mit drei Reihen Säulen geziert sind. Der unterste Theil liegt im Schutt. Man sieht aber noch deutlich, daß hier das Thor der Stadt durchgegangen ist. An den vier Ecken des majestätischen Gebäudes ragen vier stumpfe Thürme herauf, die weder römisch noch gothisch sind. Dies alte Denkmal hat sich deshalb so gut conservirt, weil man im dreizehnten Jahrhundert eine Kirche zum heiligen Simeon daraus gemacht hatte. Napoleon, als er diese Antike besahe, befahl das Dach und den ganzen Anbau niederzureißen, um das alte Gebäude in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Jedoch ist man beim Niederreißen des fremden Ansatzes nur bis zur Hälfte gekommen, und so sieht man itzt eine doppelte Ruine von altgothischer und neugothischer Bauart beisammen. Eine gleiche Bewunderung verdient das zweite Monument, die Moselbrücke, die auch nicht von den Römern herrühren kann, weil Tacitus in einer Stelle sie schon als vorhanden bei der Römer Ankunft beschreibt. Das Joch und die Bogen sind neu, aber die Pilaster, auf welchen

die Bogen ruhen, sind alt, ungeheure in einander gefalzte Quadersteine, die weder Eis noch Sturm zerstören kann. Mit gewaltigem Geräusch stürzen sich die Wogen durch die Brücke fort, ohne die Grundpfeiler zu erschüttern. Wo ist das Geschlecht geblieben, was vor drittehalbtausend Jahren hier bauete und den schönen Mosler Wein trank? Wenn doch die Steine reden könnten, was würden sie uns nicht erzählen! Aus der Römer Zeit sind noch Rudera von einem Amphitheater, von einem alten Thor und einem alten Pallaste — (itzt die Domkirche), welches man der Kaiserin Helena zuschreibt; ja bis auf den heutigen Tag findet man, beim Nachgraben, viele Steine mit römischen Inschriften und kleine Statüen. So sahe ich an einem Steine den Hercules, wie er den Höllenhund an einer Kette heraufleitet, in halberhabener Arbeit, noch sehr gut conservirt, einen Amor u. a. Statüen, die man auf dem Grunde der Mosel gefunden hat. — Zu den gothischen Arbeiten endlich gehöret die prachtvolle Domkirche mit ihren vier Thürmen, und die gleich nebenstehende Lieb-Frauenkirche, welche eines der vollkommensten Kunstwerke ist, die man sehen kann. Einzig in seiner Art, und wunderschön sind auch die fünf Gemälde an der Decke der Paulinus-Kirche vor dem Thore. Besonders haben auf mich einen unauslöschlichen Eindruck ge-

macht, die Kreutzigung und das Blutbad der Märtyrer.

Die Stadt Trier hat auch eine Bibliothek, die gegen 70,000 Bände stark ist. Der Director Wyttebach, ein kenntnißreicher und äußerst gefälliger Mann, ist der Bibliothekar. Er erwirbt sich durch ein raisonnirendes Verzeichniß ein bleibendes Verdienst um dieselbe. Ich habe noch keine Bibliothek gesehen, die so viele Incunabuln hat. Unter diese gehört auch die erste gedruckte Bibel von Guttenberg. Die Complutensische Polyglotte von Ximenes sahe ich hier zuerst, so wie ein Evangelistarium aus dem zehnten Jahrhundert mit bewundernswürdigen Gemälden. Auch zeigt man ein eigenhändiges Schreiben von Ignatius Lojola, und von Luther aus dem Jahre 1515. Sehr viele noch unverglichene Manuscripte harren hier noch modernd auf einen fleißigen Benutzer; aber der Gelehrten giebt es, seit dem die Universität aufgehoben ist, hier sehr wenige. Die Franzosen haben dies ehrwürdige, seit 1472 gestiftete Institut aufgehoben, und dreihundert der besten Werke von der Bibliothek nach Paris geschleppt. Seit Aufhebung der Klöster wimmelt es hier von brodlosen Geistlichen, die alle, welch schreckliches Loos! zum Nichtsthun verdammt sind. Die Klostergebäude, welche wüste und öde stehen, würden zusammen eine Stadt ausmachen, so zahl

reich sind sie ausgesäet. Man stößt fast alle zehn Schritte auf einen solchen Menschenkerker. Wie viel mag in diesen Mauern gegen Math. VI, 7. oder V, 28. und Ephes. V, 18. u. s. w. gesündigt worden seyn! Die Canonici sind, wie überall, auch hier fertige Weintrinker; wer mit ihnen aufkommen will, der muß Viel gelernt haben. Der Moselwein ist von edelm Geschmack, und bekommt mir viel besser, als der saure Rheinwein. Crapulas facit nullas, aut altera die jucundas, sagte der Canonicus, bei dem ich logirte, und bestätigte dadurch, was unser Kleist einst sang: „Mosler Wein, der Sorgenbrecher, schafft gesundes Blut." Auch der fleißige Hieronymus vor 1400 Jahren hat sich ihn wohlschmecken lassen. Er wohnte neben einem Weinberge, und die Felsenöffnung heißt noch itzt zu seinem Andenken, Hieronymus-Höhle. Trier hat an dem ehemaligen Weihbischof Hontheim, der unter dem Namen Frobenius Aufsehen gemacht, einen großen Gelehrten gehabt. Der Pabst verdammte seine Schrift, aber der aufgeklärte Kurfürst nahm den Verfasser in Schutz, der hier im Jahre 1791 im 90sten Lebensjahre verstarb. Die Einwohner erinnern sich seiner noch mit heißer Liebe und Dankbarkeit. Die schönste Aussicht auf die Stadt ist von dem linken Moselufer, der Brücke gegen über. Auf einer hohen Felsenspitze liegt die kleine Marcus-Capelle,

zu welcher die Einwohner der Stadt alle Jahre einmal hinaufziehen, um dort acht frohe festliche Tage zu verleben, und sich an der paradiesischen Gegend zu erquicken. Auch von fremden Orten wallfahrtet man nach Trier, weil hier viele Reliquien aufbehalten worden, z. E. der Rock Christi, den die Kaiserin Helena mitgebracht haben soll. Er wird nur alle sieben Jahr einmal gezeigt; daher die Zahl der Pilger in diesem Jahre die stärkste ist. In einer Trierschen Chronik von Stammel lese ich, daß im Jahre 1473, als Carl der Kühne von Burgund, und der Kaiser Friedrich, nebst seinem Sohne Max hier eine Zusammenkunft hielten, die Zahl der Wallfahrenden auf 100,000 sich belaufen habe, daher eine pestartige Krankheit entstanden, wovon viele gestorben sind. Es wird auch gemeldet, daß zu der Römer Zeit die Stadt eine viel größere Bevölkerung gehabt, aber durch die beständigen Kriege sehr entvölkert worden, wie denn schon zu Julius Cäsars Zeit über zweihundert der Ersten Familien über den Rhein zogen. Von dem Alter der Stadt sagt eine Inschrift auf einem alten Gebäude folgendes: Ante Romam Treueris stetit annis mille trecentis. Also 2000 Jahr vor Christi Geburt schon. Wer will das widerlegen, oder wer kann es beweisen? Die Geschichte hat uns die Wunder Indiens, und so viele Herrlichkeiten

keiten der vorhistorischen Welt verschwiegen, warum sollte sie uns nicht die geringern Merkwürdigkeiten der Moselstadt verschwiegen haben? Das Land- und Stadtvolk geht hier viel geschmackvoller gekleidet, als an der Lahn. Schon am Rhein ändert sich die Tracht sehr zum Vortheile des Anstandes. Die Männer tragen statt des leinenen Oberkittels einen tuchenen Leibrock. (Nirgend wird man, auch im strengsten Winter einen Pelz gewahr.) Die Weiber zieren sich, statt der halbdutzend Hüftenröcke mit einem Oberkleide, welches von den Schultern bis auf die Knöchel herunterfließt.

An die Aussprache muß sich das Ohr erst gewöhnen, um sie nicht auffallend zu finden. Viele Provinzialismen muß man erst lernen, um die gewöhnlichsten Bedürfnisse gehörig benennen zu können. Abweichend von unsern Sitten ist hier das Begräbniß. Man begleitet die Todten nicht bis zur Grabstätte, sondern bis zur nächsten Kirche, wo die Leiche alsdann auf den Todtenwagen gesetzt und herausgefahren wird. Man wird daher keine Leichenprozession gewahr, keine Träger, keine Leidtragende gehen auf den Gassen, und der Todtengräber scharrt die Leiche ganz allein mit Erde zu. Dies dünkt mir wenig heilsam. Denn ein Leichenzug ist einer Predigt werth für die Zuschauer, und das Weilen an der Gruft ist ein

Schauen ins beſſre Leben. „Ein Auge, das ſich ſchloß, und ein gebrochenes Herz, heiſcht eine Thräne wohl, und eines Freundes Schmerz," aſgt Gray. Man geht auch wohl gebeſſerter zurück, wenn man ſo ſein Opfer Zähren — dem geliebten Todten und der Gebrechlichkeit des Menſchen dargebracht hat.

Grevenmachern, den 21. Jan. 1814.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Trier, nahmen wir unſern Marſch auf Luxenburg, mehr um dieſe Veſtung zu beobachten, als ſie einzuſchließen; denn um ſelbige ganz zu blockiren, gehört eine Armee von 15000 Mann. Das Kleiſtſche Corps, von welchem wir die Avantgarde ausmachen, iſt noch bei Coblenz, und findet eben dieſelben Schwierigkeiten, über den Rhein zu kommen, als wir fanden. Es wird wenigſtens noch acht Tage dauern, bis wir uns vereinigen und etwas gemeinſchaftliches unternehmen können. Der Feldmarſchall Blücher hat die Veſtung Mainz auch von der linken Rheinſeite einſchließen laſſen, und iſt bis Nancy vorgedrungen. Wir bilden itzt den rechten Flügel ſeiner Armee, ſtoßen aber in dieſer Gegend auf einen Archipelagus von Veſtungen, die einer vordringenden Armee ſehr beſchwerlich ſind. Vor der Hand hat der General Röder den Auftrag erhalten, die Veſtung einzu-

schließen, und so lange da zu bleiben, bis der Hessische General Dörenberg, der mit seinem Corps in Anmarsch ist, ihn ablöset, und die Blockade übernimmt. Das Kleistsche Corps aber soll über die Maas vordringen und seine Richtung auf Chalons nehmen. In dem Dorfe Igel, auf der Straße nach Luxenburg ist ein römisches Denkmal vorhanden, wo viele allegorische Vorstellungen auf einer Statüe, in Stein gehauen sind, die der Semnischen Familie zu Ehren errichtet worden. Das Dorf soll von Calligula (wie die Sage geht), den Namen erhalten haben. Auch findet man in dieser Gegend ansehnliche Rudera von einer großen Wasserleitung, die bis nach Cöln gegangen ist. Man fährt hier zu Lande mit breiten Wagengleisen, welches zur Schonung der Wege sehr heilsam ist. Die Gewohnheit ist, nur ein Pferd hinter das andere zu spannen; so sieht man wohl vier bis fünf Pferde in einer Linie hintereinander vor dem Wagen gehen, und es ist ein langes Geschleppe. Handschuhe zu tragen ist für das weibliche Geschlecht nicht Sitte, dagegen geht Alles im Winter mit einer Muffe vor dem Leibe. Auch die geringste Bäuerin erscheint in dieser Parade. Niemals sieht man einen Pelz, sondern Alles geht in Tuch oder Leinwand gekleidet. Das Schlittenfahren, obgleich viel Schnee gefallen ist, findet gar nicht statt. Ein Trierscher Kaufmann,

der mit einem Schellengeklinge angefahren kam, erregte daher ein großes Aufsehen.

Unser Weg ging über Grevenmachern, einem kleinen Städtchen, nach dem Dorfe Rodt, welches zwei Stunden von der Vestung abliegt. Kein Raum war zu finden. Wir lagen zu 30 bis 40 Mann in einem Hause zusammen gedrängt. Ich hatte von Erkältung ein Fieber mir zugezogen, und mußte, wegen Mangel an Unterkommen nach Trier zurückfahren, blieb aber vor der Hand in Grevenmachern, weil ich vor dem russischen Fuhrwesen nicht durchkommen konnte. Es kommen viele Gefangene durch, die bei einem Ausfall aus Luxenburg gemacht worden. Die Ufer der Mosel sind eben so malerisch schön, als die des Rheins, dörferreich und weinumkränzt; wissen auch wohl manches muntre Lied zu singen, denn an den Strömen wohnt das fröhliche Leben.

Erklinge deutsches Lied! Am Moselstrand auf Auen,
Da pflanzte Gott uns selbst vom Himmel diesen Wein.
Hier ist es gut daheim, hier laßt uns Hütten bauen,
Wo edle Männer sind und holde deutsche Frauen,
Und auch der Herzenstrost, der goldne deutsche Wein.

Die dort zu Gram verbannt in finstrer Kloster Mauern,
Geschieden vom Genuß der einzig besten Welt,
Die uns nur einmal blüht, die Rosenzeit vertrauern,
Und Freuden fliehn, die kurzen Lenz nur dauern —
Sie haben ach, des Lebens Zweck verfehlt!

Hinaus, hinaus auf Gottes freien Hügeln,
Weil noch die Rose sich um unsre Locken schlingt!
Es rauscht, es reißt die Zeit auf Sturmes eilen Flügeln
Uns morgen ohne Halt zu dunkeln Grabes Hügeln;
Drum kränzt den Becher heut und hascht die Freud' und singt:

Dem Moslerwein sey Lob: er machet leicht die Herzen
Und heilet aus dem Grund der Schwermuth schleichend Weh,
Er schafft gesundes Blut, macht kranke Lippen scherzen,
Giebt blöden Geistern Witz, verscheuchet Harm und Schmerzen,
Und aller Sorgen Schaar weit in die tiefe See.

Uralt ist er von Ruhm: die alten Römer tranken
Oft siegend, oft besiegt, sich frischen Heldenmuth.
Die Väter, die im Kampf für deutsche Freiheit sanken,
Sie waren weis' im Rath, in Freundschaft ohne Wanken,
Und löwenstark im Streit durch unsrer Traube Blut.

Der Fremdling, der zu uns vom fernen Nord
her eilet,
Der deutsche Kriegesheld, uns rettend aus Gefahr,
Der einsam Trauernde, der seinen Gram nicht theilet,
Der kranke Feind auch, der in Wunden bei uns weilet,
Wir reichen tröstend ihm den Sorgenbrecher dar.

Blüht Gott und Menschen stets zur Lust ihr Mo-
selauen!
Wir ziehn im Siegeskranz durch Rebenpforten ein.
Hier ist es gut daheim, wir wollen Hütten bauen,
Wo biedre Männer sind und holde deutsche Frauen
Und auch der Herzenstrost, der goldne deutsche
Wein!

Fünfter Abschnitt.

Feldzug in Frankreich und Reise nach London.

Nancy, den 22. Febr. 1814.

Meine Krankheit hielt mich einige Wochen lang in Trier dergestalt zurück, daß ich dem General Röder nicht folgen konnte, welcher Befehl erhalten hatte, von Luxenburg nach Chalons aufzubrechen. Um die Zeit auf dem Lager zu verkürzen, las ich des Cäsars Commentarien durch, weil die Kriegsbegebenheiten sich auf demselben Schauplatz zu erneuern anfangen, wo einst jener kühne Römer zehn Jahre lang sich herumschlug. Welche Eleganz und Kürze in der Schreibart! welche Klarheit der Gedanken! Wie einfach und ungezwungen ist Alles erzählt! Schade, daß die Oerter nicht allenthalben genau bestimmt sind, wo die Begebenheiten sich ereigneten. So wünschte ich z. B. zu wissen: wo die Treveri von Labienus geschlagen wurden? Ist Flumen hier die Maas oder Mosel? Wo schlug Cäsar die zwei

Brücken über den Rhein? Aus welchem Hafen segelte er nach England? u. s. w. Alles dieses muß ich nur errathen, weil ich keine genaue Ortangabe finde.

Am 17ten Febr. konnte ich mich endlich auf den Weg machen, um der Armee, die man schon zu Paris glaubte, nachzukommen; denn nach der Schlacht von Brienne, am 1sten Februar, war der rechte Flügel schon bis Meaux vorgedrungen. Man hatte zu Trier ein Te Deum gesungen, und sprach von 200 Kanonen, die von Blücher genommen worden. Dies alles beflügelte meine Schritte, um dem Einzuge in das neue Babylon beizuwohnen. Ich fuhr in Gesellschaft des Obersten Werder und einiger andern Offiziere, die gleichfalls Krankheit wegen zu Trier zurückgeblieben waren. Doch konnten wir den geraden Weg auf Paris nicht gehen, weil die Ausfälle aus den Vestungen Metz, Verdun u. a. zu fürchten standen, sondern mußten den Umweg über Nancy und Toul machen. Die erste Stadt, welche wir erreichten, war Saarbrück, von 6000 Einwohnern, ehemals dem Fürsten von Nassau gehörig, itzt aber zum Saar-Departement geschlagen. Sie besteht eigentlich aus zwei Städten, St. Johann am rechten, und Saarbrück am linken Ufer der Saar gelegen. Beide Städte sind durch eine steinerne Brücke verbunden mit dreizehn Bo-

gen, von denen aber drei von den Franzosen gesprengt worden. Man zimmerte eben an einem Bohlenwerk, um den Riß interimistisch zu verkleiden. St. Johann gehörte ehemals dem Johanniter-Orden zu, woher es auch den Namen erhalten, und ist der kleinere Theil; größer aber ist das gegenüber liegende Saarbrück, welches der letzte Fürst, Herzog Wilhelm, mit schönen Gebäuden, geraden Straßen, und einer prachtvollen lutherischen Kirche verziert hat. Die Kirche ist ganz nach dem Muster der zu Weilburg erbauet; nur fehlt ihr die Miene der Andacht, wegen Mangel des Gothischen, und sie nähert sich im Innern, wegen der angebrachten Logen, sehr dem Theater. Unter den Chören dienen die christlichen Tugenden, Liebe, Geduld, Hoffnung ꝛc. zu Kariatyden. Es ist ein Jammer anzusehen, wie die schwachen weiblichen Figuren sich quälen müssen, um die große Last zu tragen. Zu Kariatyden müßten bloß männliche Figuren, Simson mit seinen breiten Schultern, oder der Riese Goliath herhalten, wenn es schon Herkulus oder der einäugige Polyphem nicht seyn soll. Das Saar-Departement ist sehr reich an Salz, welches in Frankreich ein Regale ist. Man schifft vieles Salz die Mosel und Maas herunter, bis nach Belgien und Holland. An Sauerbrunnen ist daher in dieser Gegend kein Mangel. Die Saar scheint selbst von dem Wort

Sauer, welches die Eigenschaft ihres Wassers ist, benamet zu seyn.

Am 19ten Februar verließen wir das schöne, von Bergen umkränzte Thal von Saarbrück, und fuhren auf der Straße von Metz nach St. Avault, einem Städtchen von 2000 Einwohnern, deren zwei Drittheile schon französisch reden. Es wohnen lauter Kohlenhändler hier, da die Steinkohlengräberei in der Gegend stark ist. Eine alte gothische Kirche, die einer Einschrift zu Folge 1100 Jahre gestanden, ist hier auf gut Französisch zum Kohlenmagazin gemacht worden. Man findet keine Oefen mehr in den Stuben, sondern höchstens einen Kamin, an welchem vor dem Zugwind und Rauch nicht auszuhalten ist. Die Leute leiden häufig an Augenkrankheiten in Frankreich, welches von ihren Kaminen herrühret. Das Holz ist hier so selten, daß man es mit Silber aufwiegt. Die Felder in Lothringen gleichen denen in Böhmen; kein Baum, kein Gebüsch ist meilenweit zu sehen, kein Dorf mit Bäumen umpflanzt. Die Dryas ist vor der Ceres gewichen. Alles kahles, flaches Getreideland; kein Wein, kein Gartenbau. Der geizige Pflug hat sogar die Wege eingeengt. Was bei uns den Wohlstand beleidigen würde, große Misthaufen am Eingange des Hauses zu haben, ist hier vielmehr eine Zierde und Zeichen des Reichthums; daher man beim Durchfahren eines

Lothringischen Dorfes durch zwei Reihen solcher Dünger-Pyramiden passiren muß. Die Häuser in den Dörfern sind zwar massiv, aber an einander hängend, schmal und mit platten Dächern versehen. Vieh und Menschen wohnen hier, wie im lieben Polen, unter einem Dache, jedoch so, daß das vierfüßige Geschlecht auf einem, und das zweifüßige auf dem andern Ende seine Behausung hat. Das Wohnzimmer, auch des geringsten Bauern, ist mit Papiertapeten ausgeschlagen, und mit einer Gipsdecke versehen. Eine Wanduhr darf im Hause nicht fehlen, noch weniger ein Spiegel, denn dieser ist neben dem Brot das zweite Bedürfniß, besonders für das Frauenzimmer. Von St. Avault fuhren wir den 20sten Februar noch eine Stunde auf der großen Chaussee nach Metz, dann mußten wir links ausbiegen, um die Seitenstraße auf Nancy einzuschlagen, welcher Weg viel schlechter war. In dem Dorfe Naville fanden wir keinen einzigen Deutschen mehr. Alles spricht hier schon französisch, und geht französisch gekleidet. In dem Gasthause wurde mir zum erstenmal der Kaffee in einer großen Schale vorgesetzt mit einem Eßlöffel, um ihn wie eine Suppe zu essen. Dies scheint hier zu Lande der Gebrauch zu seyn. Von kleinen Tassen, wie bei uns, weiß man nichts. Jedes Land hat seine Sitte. Ist es doch in Litthauen Gebrauch, den Brant-

wein mit Löffeln zu essen. Für eine solche Schüssel Kaffee zahlt man einen Franc. Die Dörfer sind gepflastert, die Straßen führen besondre Namen, und jedes Haus hat seine Nummer. Eine Straße führte den Namen Liberté, welcher noch aus der Revolutions-Zeit geblieben seyn muß. Unsre Nachtherberge war heute in Chateau Salins, einer kleinen Stadt, wo ein berühmtes Salzwerk vorhanden ist. Es soll jährlich vier Millionen eintragen. Die Hälfte des Ertrages gehört der Krone, die andere Hälfte einer Gesellschaft Kaufleute zu Paris. Um das Salz leichter zu verschiffen, hatte Napoleon den Befehl ertheilt, einen Kanal zu graben, der die Meurthe mit der Saar verbinden sollte; aber dieser Befehl ist nicht ausgeführt worden. Der Pfarrer, bei welchem ich übernachtete, verstand kein Latein, und war so kenntnißlos, daß er von der Augsburgischen Confession nichts wußte. Ueberhaupt wird das Studium der Kirchengeschichte in der Römischen Kirche wenig getrieben, weil es von oben her nicht gebilligt wird; denn nichts ist im Stande, die Blößen der Hierarchie mehr aufzudecken, als die Religionsgeschichte, welches die Arbeit der Magdeburgischen Centuriatoren deutlich beweiset. Den Dienern der römischen Kirche geht es daher wie jenen Priestern der Isis, denen es nicht erlaubt

war, das verschleierte Bild ihrer Göttin zu enthüllen.

Von Chateau Salins, welches kaum 2000 Einwohner zählt, sind noch sechs Stunden bis Nancy. Die Gegend wird allmählich flacher, und senkt sich in das Thal der Meurthe durch anmuthige Saatfelder herab. Schon strahlen uns die Thürme der prächtigen Hauptstadt Lothringens aus der Ferne entgegen. Die Stadt ist über alle Erwartung schön gebauet. Kaum wüßte ich eine Stadt Deutschlands, selbst Berlin nicht ausgenommen, die so vollkommen regelmäßig und glänzend erscheint, als Nancy. Die herrliche Cathedralkirche ist ein vollkommenes Meisterstück, und im Stande, den Freund des Altgothischen mit dem neuern Geschmack auszusöhnen. Zwei Reihen Säulen von großem Umfang tragen die hohe majestätische Decke. Das Hauptportal, nebst den zwei darüber hervorragenden stumpfen Thürmen, so wie das Ganze des Gebäudes, ist aus massivem Stein gehauen, und scheint wie aus einer großen Form gegossen zu seyn. Man wird beim Eintritt von einem Schauer der Vernichtung ganz übergossen, und fühlt es lebhaft: wie groß der HErr seyn muß, dem man ein Denkmal von solcher Größe erbauet hat. Wohl 40 bis 50 Geschlechter im künftigen Jahrtausend werden hier aus- und eingehen, ohne das Wanken dieser Mauern zu be-

fürchten, die selbst einer neuen Vandalenstürmung trotzen können. Alle übrigen öffentlichen Gebäude tragen ein königliches Ansehen; besonders zeichnet sich das Viereck, der Königsplatz, Place royale, genannt, durch imposante Häuser aus. Hier steht der Präfectur Pallast, das große Stadthaus, das Schauspielhaus und andere sehenswürdige Gebäude, die sämmtlich von dem König Stanislaus Leszinsky mit großem Aufwande erbauet worden. Man kommt auf diesen Platz südlich durch zwei eiserne Gitter-Portale, deren Capital vergoldet ist. In der Mitte ist ein hoher Piedestal, auf welchem die Statüe Ludwigs XV. gestanden hat, die aber in der Revolution zerschlagen worden. Zwei kolossale mythologische Figuren, von Nymphen umgeben, stehen in den nördlichen Ecken des Platzes, und bilden eine Gruppe zur Fontaine, deren Wasserstrahlen im Sonnenschimmer ein glänzendes Spiel gewähren. An diesen Platz stößt ein anderer größerer Platz, zu welchem man durch das große Triumphthor nördlich hineingeht. Dieses weite Portal mit zwei Nebenthoren durch Kolonaden, hat einige Aehnlichkeit mit dem Brandenburger Thore zu Berlin. Figuren von halberhobener Arbeit zieren die Wände. Ueber dem Portal führt eine andere Straße zum Spaziergang, und man hat das imposante Schauspiel, daß unten und oben die Menschen-Menge hin

und her strömet. Der zweite Platz, Place de Carrière, ist ein Oblong mit vier Reihen Linden bepflanzt, unter welchen die schöne Welt spazieren geht. Zu beiden Seiten stehen wieder prachtvolle Häuser, und das Ende des Oblongs schließt der Regierungs-Pallast, Palais de Régence, mit einer doppelten Kolonade über einander. Alles dieses ist ein Werk des genannten polnischen Königes, der sich nicht nur durch Werke der Baukunst, sondern auch durch milde Stiftungen im ganzen Lande verewigt hat. Hospitäler, Waisenhäuser, Schulen, Bibliotheken, und unzählige Anstalten verehren in ihm den unsterblichen Stifter und Wohlthäter. Ich habe Personen gesprochen, die sich aus ihrer Jugend noch erinnern, diesen großen Mann gesehen zu haben, der der Vater seines Volks in so umfassender Bedeutung gewesen, als je ein Fürst auf Erden es seyn kann. Kein Lothringer gedenkt seiner anders als mit Thränen der Verehrung. Durch diese wohlthätigen Anstalten hat er sich ein bleibenderes Denkmal gestiftet, als durch seine Schriften, die unter dem Titel: Werke des wohlthätigen Philosophen, bekannt sind. Die Gebeine dieses edlen Fürsten liegen in der Kirche der Vorstadt Bon secours. Auf einem marmornen Sarkophag ist sein Bildniß ausgehauen, mit einem Zepter in der Hand. Die Inschrift lautet: In fortuna secunda et adversa sibi

constans fuit. Er starb, nachdem sein Schlafrock am Kamin in Flammen gerathen war, den 23sten Februar 1766. Es ist zu Nancy eine Academie der Wissenschaften, die viele berühmte deutsche Mitglieder zählt. An einem der dasigen Mitglieder, welcher zugleich Bibliothekar ist, Herrn Fachot, lernte ich einen kenntnißreichen Mann kennen. Er ist der erste Franzose, den ich fertig Latein sprechen hörte, der zugleich der griechischen und hebräischen Sprache kundig war. Auf der Bibliothek sahe ich eine Handschrift von Heinrich IV., auch eine Sammlung von meisterhaften Gemälden. Beides, die Bibliothek von 20,000 Bänden, nebst der Gemäldesammlung, rührt von Stanislaus her. Ein neues interessantes Schauspiel gewährte mir die erste Anhörung einer französischen Predigt in der St. Stephanuskirche. Der französische Geistliche machte so viele Bewegungen auf der Kanzel, daß man sagen kann, er predigte mit Händen und Füßen. Erst saß er auf einem Stuhle, den er unaufhörlich hin und her schob, dann sprang er plötzlich auf, und warf die Mütze in die Höhe, mit dem Ausruf: Jesus Christus est dominus dominantium! (Merkwürdige Schriftstellen pflegte er nämlich lateinisch anzuführen, sprach aber das Latein nach der französischen Pronunciation.) Einmal, als er auf die Ketzer vom Scheintode Christi stieß, gerieth er in solche

Ent-

Entrüstung, daß er die Mütze gegen das Pult warf, und mit geballten Händen auf die Kanzel schlug. Nach einer Pause besänftigte sich sein Zorn, er schwang wieder seine Mütze und rief: Jesus Christus est dominus dominantium! Ich konnte, so viele Mühe ich mir auch gab, in seiner Rede den Satz nicht finden, den er eigentlich abhandeln wollte. An Thema und Eintheilung war nicht zu denken. So viel muß ich aber gestehen, daß er sein Auditorium gut zu unterhalten wußte. Dieses scheinen die französischen Geistlichen mit den Schauspielern gemein zu haben, daß sie ihr Publikum nicht bloß zu belehren, sondern auch durch körperliche Bewegung, Geberden und Mienenspiel zu interessiren suchen. Der ernste Geist des Protestantismus erlaubt es uns nicht, einen gleichen Vortheil von der Pantomimik zu ziehen. Sonst bin ich wohl der Meinung, daß selbst römische und griechische Redner eben so viel auf körperliche als auf geistige Beredsamkeit Fleiß gewendet haben.

Zu Nancy traf ich auch einen protestantischen Geistlichen an, der Deutsch sprach und in Strasburg studiert hatte. Die protestantische Gemeinde ist aber nicht groß; sie zählt höchstens 6 bis 700 Mitglieder, die ihre eigene schöne Kirche haben. Es finden hier mehrere Pensionsanstalten statt, woher Deutsche bis vom Rhein ihre Söhne

und Töchter schicken, um französische Sprache und Artigkeit zu lernen. Die Einwohner zeichnen sich durch ausnehmende Gefälligkeit gegen die Deutschen aus, welches selbst die preußischen Kriegsgefangenen zu rühmen wissen, die sich ehemals hier aufgehalten haben. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel mit Holz, Wein und Steinkohlen; sie liegt in einer mit Gärten und Landhäusern geschmückten Ebene am linken Ufer der Meurthe, zählt gegen 30,000 Einwohner, und ist die Hauptstadt vom Departement der Meurthe.

Laon, den 12. März. 1814.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Nancy setzten wir unsre Reise nach Chalons fort. Die Chaussee nach Paris ist eine der schönsten Wege in der Welt. Alle 3 Lieues findet man eine Poststation, und ein gutes Gasthaus. Wie in den Städten, so auch in den Dörfern Frankreichs steht über jeder Thür, der Name und die Handthierung des Eingenthümers vom Hause, mit großen Buchstaben aufgezeichnet, welches eine sehr nützliche Einrichtung ist, die vieles Nachfragen erspart. Wenn ein Haus zu verkaufen oder zu vermiethen ist, so wird dies gleichfalls mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben. Wir lasen auf vielen Häusern die Aufschrift: Maison à vendre, deren Einwohner entflohen waren, um sie den Soldaten Preis zu

geben. Wegen der häufigen Truppendurchzüge hatte man allenthalben Fenster und Thüren verschlossen, welches den Dörfern ein todtes Ansehen gewährte. Am 24sten Febr. langten wir in Toul an, einer Stadt von 12000 Einwohnern, die ein dreifach höheres Alter hat als Nancy. Man sieht ihr ehrwürdiges Alter an der Bauart der Häuser, den engen und schiefen Gassen, und besonders an der bejahrten Kathedralkirche, die schon über 1200 Jahre gestanden hat. Sie ist im altgothischen Styl gebauet, mit einem sehr hohen Gewölbe, das von riesenmäßigen Säulen getragen wird. Die Farben auf den Glasfenstern sind noch so frisch, als ob sie heute aufgetragen wären. Das Portal ist mit Buntwerk fast überladen. Die Stadt selbst ist ehemals befestigt gewesen, und noch itzt mit Wall und Graben umgeben. Man fährt über drei Brücken, ehe man ans Thor gelangt. Zum dritten Male stehen wir an den Ufern der Mosel, welche wir schon bei Coblenz und Trier durch romantische Rebenhügel sich hinschlängeln sahen. Auch hier, nahe am Fuß der Voghesen, hat sie schon ein gelbrothes Gewässer, welches von ihrer Wiege an ihr zum Erbtheil geworden ist. Mein Wirth war ein pensionirter Major, der die Feldzüge in Aegypten, Italien und Preußen mitgemacht hatte. Er schätzte sich sehr glücklich, nicht nach Rußland gegangen zu seyn, weil er alsdann

nie sein Vaterland wiedergesehen hätte. Von Napoleon erzählte er manche harte Züge; unter andern, daß einst ein ägyptisches Weib um das Leben ihres Gatten bittend, sich mit ihrem Kinde vor ihm niedergeworfen, er aber mit dem Pferde, ihrer Thränen nicht achtend, über sie fortgesprengt sey. In dem Hause des Kommandanten traf ich fünf spanische Offiziere an, mit denen ich mich, weil sie der lateinischen Sprache kundig waren, über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes unterhalten konnte. Sie sprachen mit vieler Achtung von Wellington, und hangen mit ganzer Seele an ihrem alten König.

Von Toul fuhren wir nach Ligny, im ehemaligen Herzogthum Bar. Bei Pont sur Meuse passirten wir die Maas, welche hier sehr klein ist. So bald die Grenze Lothringens überschritten ist, hebt der Weinbau an, und der Getreidebau hat ein Ende. Die Provinz Bar liefert dem Auslande eine große Quantität Wein gleiches Namens. Alle Ufer und Berge sind hier mit Weinlaub überhangen. Es eröffnet sich bei Ligny ein paradiesisches Thal, durch welches die Orne mit ihren Dörfern, sich malerisch hinschlängelt. Die Stadt hat 2500 Einwohner, und ziemlichen Weinhandel. Unser Wirth war diesmal ein alter jovialischer Rentenierer, der als Repräsentant des französischen Nationalcharakters gelten kann. Ein

ausdruckloses Gesicht, auf welchem weder eine Hauptleidenschaft, noch ein Zug von Wissenschaft eingedruckt war, verkündigte den flachen Geist. Die Gefälligkeit, jedem etwas Angenehmes zu sagen, ging bei diesem Alten so weit, daß er dem Obersten Werder, der von den Deutschen sprach, versicherte, er wünsche ein Deutscher zu seyn, und mir bald darauf betheuerte, daß der Protestantismus vor der römischen Confession den Vorzug habe. Wir waren überzeugt, daß er in diesem Augenblick gerade das Gegentheil vor französischen Offizieren versichert hätte. Von Ligny geht der Weg durch angenehme Weinhügel nach St. Dizier, einem Städtchen, was noch einmal so viel Einwohner zählt als Ligny. Die Häuser sind klein, schmal, mit plattem Dach und meistentheils von Holz. Wir befinden uns schon innerhalb der Grenze von der Champagne, die eine Stunde vor St. Dizier anhebt. Die Stadt liegt am rechten Ufer der Marne, und treibt großen Eisenhandel nach Paris. Man baut hier breite flache Kähne, um das Eisen von Chaumont und Joinville die Marne herabzuführen. Auf der Schiffwerft zählte ich wohl funfzehn solcher Fahrzeuge, die gebaut worden. Man zahlt für einen solchen Kahn bis 1000 Franken. Viele Einwohner leben bloß von der Frachtschifferei. Mein Wirth, ein solcher Frachtschiffer, war unlängst von

Paris zurück gekommen. Er sagte, daß dort Alles in Bestürzung gewesen; Napoleon habe aber verboten aus der Stadt zu flüchten; auch habe er alle Maires der Städte versammelt, und sie einen Eid schwören lassen, sich eher unter den Trümmern ihrer Städte zu begraben, als die Russen einzulassen. Ob wohl dieser Eid wird gehalten werden?

Am 27sten Februar kamen wir nach Vitry, welches in einer Ebene an der Marne liegt, und gegen 8000 Einwohner zählt. Die Stadt wimmelte vom Fuhrwesen der Armeen, und von Blessirten aus den Affairen von Tierry und Mery. Der rechte Flügel nämlich unter Blücher, war bei seinem eiligen Vordringen auf Paris in Gefahr gewesen, umgangen zu werden, und mußte sich auf Reims und Laon zurückziehen, um die Niederlande zu decken. Bei diesen Affairen hatte das Kleistsche und Yorksche Corps ziemlichen Verlust erlitten. Zum Glück waren das Bülowsche Corps von Brüssel und Winzingerode von Lüttich her im Anmarsch, deren Vereinigung unsre rechte Flanke wieder sicherte. Doch schien durch diese Bewegung rechts hin eine Lücke bei Vitry und Chalons entstanden zu seyn, und wir waren in Besorgniß, da sich die Franzosen einige Stunden von hier hatten sehen lassen. Aber die Corps von St. Priest und von Jagow, welche

von Nancy her uns folgen, sind bestimmt diese Lücke auszufüllen und die Verbindung mit der großen Armee herzustellen. St. Priest langte auch den 28sten Februar in Vitry an. Es ist hier ein Collegium von sechs Klassen, worin zehn Lehrer arbeiten. Die Schüler tragen militärische Kleidung, weil alle Einrichtungen hier eine militärische Richtung erhalten haben. Die Schulanstalten Frankreichs, welche in schlechter Verfassung sind, und tief unter den deutschen Lehranstalten stehen, reduciren sich auf Primair-, Secondair-Schulen, Collegien und Lyceen. Primair-Schulen heißen die untersten Elementar-Anstalten, in denen bloß Schreiben, Lesen und Rechnen gelehrt wird. Secondair-Schulen sind höhere Bürgerschulen, in denen noch Geschichte, Geographie und Technologie zu jenen Anfangsgründen hinzukommen. An diesen stehen zwei bis drei Lehrer, die aber schlecht besoldet sind; an jenen bloß Einer, den die Gemeinde unterhält. Collegien stellen das vor, was bei uns die Gymnasien sind, doch nicht von solchem Umfang der Wissenschaften. Latein wird bloß bis zum Verstehen des Julius Cäsar getrieben; Griechisch viel weniger, und Hebräisch gar nicht. Außer den sechs Klassen findet noch ein voracademischer Cursus statt, der die Philosophie genannt wird. Hier werden Lectiones über Logic, natürliche Theologie und Moral, den

Abiturienten gehalten, die auf eine Fakultät gehen wollen, denn Universitäten giebt es nicht. Solcher Fakultäten giebt es zu Lion, Strasburg, Toulouse u. a. Städten, als einzeln existirende Gemeinwesen. Nur zu Paris sind die vier Fakultäten in eine Universität vereinigt. Die Theologen gehen von der Schule sogleich in ein Priester-Seminarium, um die theologischen Wissenschaften zu erlernen. Solche Seminarien trifft man in denjenigen Städten an, wo ein Bischof wohnet. Ganz verschieden von den Collegiis sind die Lycéen, worin nur militärische Wissenschaften gelehrt werden. Es kommen nur solche junge Leute hinein, die einst höhere Militär-Posten bekleiden sollen, und müssen die kaiserliche Erlaubniß erhalten. Jeder Lehrer hat eine Zahl von Schülern unter seiner Aufsicht. Es wird im gemeinschaftlichen Saale gegessen. Die Lehrstunden, wie die Kriegsübungen, werden durch die Trommel angekündigt.

Am 1sten März verließen wir Vitry, und fuhren längs der Marne nach Chalons, einer Stadt, die etwas größer ist als Vitry, und 10,000 Einwohner enthält. Der Weg dahin führte uns bei La Lune vorbei, wo die Preußen vor 21 Jahren im Lager standen, und mit Hunger, Nässe und Krankheit zu kämpfen hatten. Beim Dorfe Chepy fanden wir die ersten Spuren der Ver-

wüstung. Alle Einwohner waren entflohen, in den Häusern Dach und Thüren, kurz alles was von Holz ist, weggerissen. Da zu den Nachtfeuern hier durchaus kein Holz zu haben ist, so bleibt den Soldaten nichts übrig, um sich vor der grimmigen Kälte dieses Jahres zu schützen, als die Häuser niederzureißen. Sie haben zwischen Umkommen und Leben keine andre Wahl.

Das alte Catalaunum ist sehr schlecht gebaut, voll krummer Straßen und unansehnlicher Häuser. Ehemals ist hier auch ein Bischof gewesen, aber man hat das Bisthum aufgehoben und den Sprengel zur Diözese von Meaux geschlagen, wohin auch das Seminarium verlegt ist. Die Kathedral-Kirche ist mit Marmor ausgepflastert; war aber itzt zum Strohmagazin gemacht, nicht von unsern Truppen, sondern zuvor von den französischen Soldaten, die so wenig Achtung für ihre Heiligthümer haben, daß die Russen darüber erstaunen. Jeder gemeine russische Soldat schlägt erst ein Kreuz, bevor er eintritt und betet ein Stoßgebet, alsdann hohlt er sein Bündel Heu aus dem Gebäude, welches ihm auch in seiner Entwürdigung noch heilig bleibet.

Da die Armee sich rechts gewandt hatte, so konnten wir die Straße nach Epernay nicht einschlagen, sondern mußten nach Reims fahren, welches 9 Lieues von Chalons entfernt ist. Uner-

meßliche ebene Gefilde breiten sich meilenweit ohne Unterbrechung von Wald und Gebüsch nach allen Seiten aus; daher diese Gegend, eben so wie jene um Leipzig stets zum entscheidenden Schlachtfelde gedient hat. Zwei Stunden von Chalons, rechts von der Straße nach Reims soll das berühmte Treffen zwischen Attila und den Römern vorgefallen seyn. Wenn es wahr ist, was Gregor von Tours erzählt, so blieben 200,000 Hunnen auf dem Platze, und Merowich, nach dessen Namen sich die erste französische Königslinie nennet, focht an der Seite des tapfern Aetius, um die Reste der abendländischen Cultur, vor der Barbaren Ueberschwemmung zu retten. Ein Schauer der Ehrfurcht überfällt mich jedesmal, wenn ich ein berühmtes Schlachtfeld betrete. Hier standen die Völker vor den Schranken des Weltgerichts; hier entschied das stumme Schwert in dem letzten Erkenntniß, während der unschuldige Bewohner die Kosten des großen Prozesses mit Thränen bezahlen mußte. Aber Huldigung dem Glauben an die vergeltende Nemesis, die über den Schwerter-Spitzen schwebte und dem Urtheil die vollgültige Rechtskraft ertheilte!

Reims, die alte Hauptstadt der Champagne und des alten Frankreichs, sieht man schon mehrere Stunden vorher mit ihren Thürmen prangen; aber wenn man den Weg fast zurückgelegt hat, so

ist sie auf einmal verschwunden, und man erblickt die Stadt nicht eher wieder, als bis man auf die Anhöhe kommt, welche dieselbe in einem Halbkreise umgiebt. Daher das Sprichwort entstanden ist: „das verlorene Reims" (la Reims perdue.) Hier ist das Prachtwerk von altgothischer Baukunst, vielleicht das einzige der Art in Europa, die große Cathedralkirche zu sehen, in welcher die Könige gesalbet werden. Das Hauptportal ist mit Figuren des Alten Testaments reich verzieret; das Aeußere und Innere dieses Gebäudes trägt einen solchen Charakter von Größe und Erhabenheit, daß es mit Recht die Königinn der Kirchen genannt werden kann. Kolossale Säulen tragen die majestätische Decke; reiche Teppiche mit biblischen Geschichten, hängen an den Wänden und Marmor ist der Boden, auf den der Fuß der Könige wie der Bettler tritt.

Dies herrliche Denkmal von 300 Fuß Länge und 70 Fuß Breite, mit vier Thürmen und einer Kuppel versehen, ward im Jahre 1212, von Robert Coucy erbauet. Zu der Gallier Zeit soll an dieser Stelle der Tempel der Venus gestanden haben. Der Bischof Nicasius schuf ihn 438 in eine christliche Kirche um, Hincmar verbesserte sie 846, aber 1182 wurde sie ein Raub der Flammen; worauf, nach einer dreißigjährigen Arbeit dieses Prachtwerk zu Stande kam. Nicht in

dieser Kathedrale wurde Chlodowich von Remigius getauft, sondern in der Kirche St. Nicolai, bei welcher Gelegenheit sich auch das Wunder mit der Oelflasche zugetragen haben soll. Dem heiligen Remigius zu Ehren ward im eilften Jahrhundert eine andre, gleichfalls prachtvolle Kirche erbauet, in welcher die Gebeine vieler Könige, Fürsten und Bischöfe liegen. Besonders zeichnet sich das Grabmal des heiligen Remigius aus, welches eine Rotunde, mit acht Säulen und vielen bischöflichen Statüen umgeben, vorstellt. Itzt war die eine Hälfte dieser Kirche von der französischen Behörde zum Krankenhospital gemacht. Die Stadt hat einen großen Umfang, und gegen 40,000 Einwohner. „Das weite Reims faßt nicht die Zahl der Gäste, die freudig strömen zu dem Völkerfeste," sagt Schiller in der Jungfrau von Orleans. Welcher Deutsche erinnert sich nicht, wenn er diese Stadt betritt, an die herrlichen Scenen aus jenem Drama, welches die Heldin Johanna eher verewigen wird, als Voltaires zweideutige Pucelle! Die Namen der Stadt-Thore erinnern an die Römerzeiten; so hat man ein Thor der Ceres, des Mars, Bacchus und ein Sonnenthor. Auch zeigt man noch Reste von dem Triumphbogen des Julius Cäsar. Von der herrlichen Nicasius-Kirche sind noch ehrwürdige Trümmer vorhanden; in deren Nähe man aus

dem Schutt viele römische Denkmäler ausgräbt. An der Westseite, wo die Vesle vorbeifließt, verschönern zahlreiche Gärten die Stadt; an der Nordostseite ist ein romantischer Linden-Park gepflanzt, in dessen Schatten sich die Spazierenden erquicken. Auch gewährt der mit Bäumen gezierte Wall um die Stadt den Einwohnern einen sehr anmuthigen Lustgang. Ich traf in Reims viele deutsche Kaufleute an, die sich des Weinhandels wegen theils ansässig gemacht haben, theils sich einige Jahre hier aufhalten, um Bekanntschaften zu machen und die französische Sprache zu erlernen. Wein und Steinkohlen sind die zwei Hauptgegenstände des Handels, und die Quelle alles Reichthums für den hiesigen Handelsstand. Auch werden viele Baumwollenwaaren verfertigt, daher verschiedene Spinnmaschinen zu sehen sind. Eine auffallende Erscheinung war für mich die Menge der Bettler, die hier in allen Straßen wimmeln. Die Kirche wird von ihnen wie von einer Wache umringt. Auf keinem einzigen Gesichte las ich die Demuth des Evangeliums; auf allen waren Verstellung und Unverschämtheit, als Hauptzüge eingegraben. Uebrigens fanden wir wenig Truppen in der Stadt, denn der General Winzingerode war Tages zuvor mit seinem Corps Russen gegen Fismes aufgebrochen, weil die Franzosen Miene machten, auf der Straße zwischen Soissons und Reims unsre Linie zu durchbrechen.

Dieser Umstand nöthigte uns daher am 3ten März, von Reims nach Laon zu gehen, eine Tagereise von zehn Stunden. Bei Bery au Bac ist eine schöne steinerne Brücke über die reißende Aisne neuerdings gebaut worden. Das Wasser des Stroms ist grünfarbig, und fließt durch steile Ufer bei Compiegne in die Oise. So bald man die Champagne verläßt, und sich den Grenzen von Isle de France nähert, so hört der flache Boden auf; die Gegend wird bergig abwechselnd und dörferreich. Die Stadt Laon liegt auf einem hohen Felsen, zu welchem nur zwei steile Wege herauffühen, von der Mittag- und Mitternachtseite. Zu Heinrichs des Vierten Zeiten war sie eine Vestung, itzt aber liegen Thürme und Mauern in Trümmern, die aber einen majestätischen Anblick gewähren. Die Kirche mit vier Thürmen giebt der Kathedralkirche zu Reims wenig nach, jedoch herrscht im Innern nicht jene einfache Größe, jene stille Erhabenheit, die einen gewaltigen Eindruck macht. Der Säulen sind zu viel, und die Bogen werden daher klein; welches den Effekt schwächet. Bewundernswürdig aber ist in allen französischen Kirchen, die Glasmalerei auf den Fensterscheiben. Es herrscht eine Lebendigkeit der Farben darin, die durch Jahrtausende nicht verlöscht werden kann.

Die ganze Armee unter dem Feldmarschall

Blücher zog sich auf Laon, weil Napoleon Reims genommen hatte, und bei Bery über die Aisne gegangen war. Seine Absicht war, in die Niederlande vorzudringen und die dortigen Vestungen zu entsetzen. Der General Blücher hatte sich daher entschlossen, bei Laon eine entscheidende Schlacht zu liefern. Der 9te und 10te März 1814, wird in der Geschichte eben so denkwürdig bleiben, als der 18te und 19te October des vorigen Jahres. In der Schlacht bei Laon erschien Napoleon vielleicht in seiner letzten Anstrengung auf dem Schauplatze, und was seine Feldherrn-Talente betrifft, in einem sehr nachtheiligen Lichte. Unsern Rückzug auf Laon hielt er wahrscheinlich für eine Deroute, und ließ sich augenscheinlich in die Falle führen. Am ersten Tage der Schlacht war ich auf dem linken Flügel zwischen dem Dorfe Chambery und Athis, am zweiten Tage aber im Centro auf den Mauern von Laon. Nie habe ich das ganze Schlachtfeld so deutlich übersehen können als hier. Jede kleinste Bewegung im feindlichen Heer konnte man von der steilen Anhöhe der Stadt gewahr werden. Ich will daher versuchen, eine genaue Beschreibung von diesem merkwürdigen Treffen, nach meinem Augenzeugniß zu entwerfen. Es war um 3 Uhr Morgens, als der Kanonendonner die Stadt aus dem Schlaf erweckte. Die Franzosen thaten einen

Ueberfall, um die Abtei St. Vincent mit Sturm zu nehmen. Die Ruinen dieser Abtei erheben sich auf einer Felsenspitze, die südlich von der Stadt ausläuft, und das ganze Schlachtfeld beherrscht. Sechs bis sieben Mühlen, die hier stehen, drehten ihre Flügel während des Treffens ruhig fort und wurden, weil die Noth groß war, von Soldaten bedient. An der ziemlich steilen Felsenwand hangen Weinreben bis zu dem Dorfe Semilly herab. Von diesem Dorfe bis zum gegenüber stehenden Bergrücken erstreckt sich ein schönes Thal von zwei Stunden Breite und vier Stunden Länge, welches mit 12 bis 15 Dörfern und vielen Buschwerk besäet ist. Oestlich läuft durch dieses Thal die Straße nach Reims, und westlich die nach Soissons. Hier war die ganze Armee Napoleons aufgestellt, doch so hinter Dörfern und Buschwerk versteckt, daß man die Zahl nicht übersehen konnte. Auf dem linken Flügel stand Ney, und auf dem rechten Marmont, während der Kaiser im Centro agirte. Ihm gegenüber auf den Anhöhen der Stadt hatte das Bülowsche Corps seine Stellung, an dieses lehnte sich der linke Flügel unter Kleist und York bis zum Dorf Athis. Den rechten Flügel aber bildete das russische Heer nnter Winzingerode, Woronzow und Langeron. So standen beide Armeen an Zahl über 200,000 Mann in einer zwei Meilen langen Linie

zum

zum Kampf auf Tod und Leben gegen einander aufmarschirt; aber ein dicker Nebel verhinderte mehrere Stunden lang den Anfang der Schlacht. Der Sturm von Morgens war bald abgeschlagen, denn nach einer halben Stunde schon lag der Fuß des Berges mit Todten bedeckt, und die Stürmenden entflohen. Erst um zehn Uhr sank der Nebel, und die ersten Sonnenstrahlen enthüllten das Schlachtfeld. Sogleich erhob sich auf unserm rechten Flügel ein heftiges Feuer, das ununterbrochen bis gegen Abend fortdauerte. Der tapfere russische General Winzingerode, welcher schon am 7ten bei Crannes den Napoleon mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit aufgehalten hatte, drang mit seinen Divisionen durch die Gebüsche vor, nahm die Straße von Soissons wieder, und warf den Feind, nach vielem Widerstande, aus den Dörfern Chisy und Lassy. Auch die Jäger des Generals von Bülow nahmen das Dorf Semilly am Fuße des Berges mit Ungestüm ein. So war der Feind auf unserm rechten Flügel aus allen Punkten geschlagen, und zog sich enger zusammen. Während dieses auf der Straße nach Soissons vorging, hatte unser linke Flügel noch keine Beschäftigung bekommen. Wir standen frohes Muthes in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es war drei Uhr Abends, als auch das Treffen hier auf der Straße gegen Reims

seinen Anfang nahm. Der General v. Zieten bekam um vier Uhr Befehl, mit der ganzen preußischen Reiterei den rechten Flügel des Feindes schnell zu umgehen. Mit Blitzes Eile flogen unsere Reiter das Dorf Athis vorbei, um den Wald, der die ganze Bewegung verdeckte, nordöstlich zu umstreifen, bis sie dem Feinde fast im Rücken standen. York und Kleist aber rückten auf beiden Seiten der Straße von Rheims vor. Es entstand eine furchtbare Kanonade bei dem Dorfe Athis, welches in Brand gerieth, indem unsere Schützen daselbst eindrangen. Eben sank die Sonne nieder, und gewährte ein majestätisches Schauspiel. Ich stand dem brennenden Dorfe so nahe, daß die Funken über mich wegflogen. Die Nacht brach ein, und ich glaubte für heute die Schlacht geendigt; aber die Finsterniß sollte den Hauptschlag nur verdecken, der itzt ausgeführt wurde. Es war eine Stille bis um zehn Uhr. Da zog der russische General Langeron mit seinem Corps unserm linken Flügel zur Unterstützung herbei. Kaum waren die Russen angekommen, so brachen die Preußen unter York, Kleist und Zieten gemeinschaftlich auf, den Feind zu überrumpeln. Alles Schießen war verboten; keine Trommel durfte gerührt werden, um unsere Annäherung nicht zu verrathen. Diesen Ueberfall hatten die Feinde nicht vermuthet. Sie hatten schon ihre Gewehre

abgelegt, Nachtfeuer angezündet, und ihre Bivouaks gemacht. Plötzlich sahen sie sich von unserer Infanterie, die mit gefälltem Bajonett auf sie los ging, von allen Seiten umringt, und ergriffen die Flucht, ohne das Gewehr aufgenommen zu haben. Sie wollten sich auf der Straße nach Rheims retten, liefen aber bei der Dunkelheit der Nacht unserer Kavallerie gerade in die Zügel, welche ihnen schon im Rücken stand. Die 30 Kanonen, welche bei dem Dorfe Athis standen, wurden sogleich sammt der Bespannung genommen. Von allen Seiten auf solche Weise umringt, gerieth die Hälfte des Corps von Marmont und Mortier in dieser Nacht in unsre Gefangenschaft. Die andere Hälfte entging diesem Schicksale dadurch, daß es sich in die Schluchten der Berge und Wälder stürzte, wohin unsre Reiter nicht folgen konnten. So endigte nach Mitternacht dieser kühne und genialische Angriff für uns mit dem glänzendsten Erfolge. Unsere Truppen machten sich die Bivouaks, und das im Stich gelassene Abendessen am Feuer wohl zu Nutz, denn sie hatten den ganzen Tag, ohne das Gewehr abzusetzen, und ohne zu essen, stehen müssen. Obgleich auf diese Weise der rechte feindliche Flügel völlig geschlagen war, so versuchte Napoleon dennoch, am folgenden Tage mit seinem linken Flügel die Position von Laon zu umgehen; aber der General Winzingerode

(welcher schon den dritten Tag im Feuer stand), und der General Thümen schlugen die Angriffe tapfer zurück. Letzterer stand auf der westlichen Felsenspitze, die von der Stadt hinausläuft, und unter sich einige Hügel liegen hat. Hier waren verdeckte Batterien aufgepflanzt, die nicht eher zu spielen anfingen, als bis die französischen Schützen sämmtlich aus den Gebüschen von Clacy hervorgekommen waren. Schrecklich war der Anblick, wie unser Geschütz die Reihen gleichsam verschlang. Nach zehn Minuten lag die ganze Schaar, wie abgemähtes Gras auf den Wiesen hingestreckt. dennoch wurden immer neue Schlachtopfer hervorgeschickt, um hingewürgt zu werden, bis der Abend herankam. Nun machte Napoleon noch einmal den Versuch, gleichsam aus Verzweiflung, die Anhöhen von St. Vincent zu erstürmen. Aber gleich wie am Morgen des vorigen Tages, also wurden auch heute die verwegenen Stürmer schnell zurückgeschleudert, und fanden sämmtlich ihr Grab an den Rebenhügeln von Semilly. Wahrscheinlich opferte der kalte Tyrann diese Blüthe Frankreichs hier unschuldig auf, um dem geschlagenen rechten Flügel Zeit zu verschaffen, sich durch die Flucht zu retten. Es war zehn Uhr Abends, als die Schlacht auf demselben Punkt endigte, wo sie angefangen hatte. Gleich nach Mitternacht zog auch der linke französische Flügel sich zurück. Am

Morgen des 11ten März, war das ganze Schlachtfeld geräumt. Die Verwundeten lagen alle unverbunden auf dem Felde, und waren dem Hungertode preis gegeben. Da ein russisches Corps bei Soissons schon im Rücken stand, so hatte Napoleon in der Nacht schnell die Flucht ergriffen, ohne für die Kranken und Verwundeten zu sorgen. Die Preußen uud Russen erbarmten sich der Unglücklichen, luden sie auf Wagen und brachten sie nach Laon. Rings um Laon war ein zweites Leipziger Schlachtfeld zu sehen. Dieser Anblick wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Leichen auf Leichen, unter ihnen noch manche halblebende und mit dem Tode ringende Menschen, hingestürzte Pferde, Gewehre, Patrontaschen und dergleichen Geräthe bedeckten die Felder und Wege 4 bis 5 Stunden weit von Laon; zwanzig Dörfer lagen in der Asche, und viele standen noch in Flammen. Auf zehn Stunden weit im Umkreise waren alle Menschen geflüchtet. Einige hatten in die Wälder ihre Zuflucht genommen, waren aber jämmerlich verhungert, und in einem Dorfe fand man 25 Personen, Weiber, Kinder und Greise in einem unterirdischen Gewölbe oder Keller zusammengedrängt. Der menschenfreundliche General Winzingerode ließ sie hervorziehen, aber nur Wenige von ihnen wurden ins Leben zurückgerufen.

Paris, den 5. April 1814.

Nach der Schlacht am 9ten und 10ten März, wo Napoleon seine Stirn an dem Felsen von Laon zerstoßen hatte, ging er über die Marne zurück, um sich auf die Armee Schwarzenbergs zu stürzen. Er hatte die Marschälle Ney und Macdonald mit sich genommen, dagegen Marmont und Mortier zurückgelassen, um Blücher zu beobachten. Mit kühnen Schritten drang er bis zur Stadt Arcis an der Aube vor, aber der bayerische General Wrede schlug ihn mit großer Tapferkeit zurück, und bereitete ihm am 20sten März ein zweites Hanau. Unsere Nord-Armee aber theilte sich itzt in drei Corps, welche verschiedene Richtungen nahmen: der linke Flügel unter Winzingerode ging auf Chalons, der rechte unter Bülow nach Soissons, und das Centrum unter York und Kleist auf Chateau Thierry, wohin Marmont sich flüchtete. Wo wir nur hinkamen, hatte ein panisches Schrecken alle Einwohner ergriffen. Sie waren davon gelaufen, ohne etwas von Habseligkeiten mit sich zu nehmen. In Oulche-Chateau stand das Essen noch auf dem Tische und bei dem Kaminfeuer; ja selbst in Thierry, einer großen und schönen Stadt, war kein einziger Bewohner zurückgeblieben. Alle waren nach Paris geflüchtet. Hier erfuhren wir, daß Napoleon nach der Schlacht bei Arcis, statt

dem bedrohten Paris zu Hülfe zu eilen, den kühnen und verwegenen Entschluß gefaßt hatte, mitten durch die Armee über St. Dizier nach dem Rhein vorzudringen. Dieser unbedachtsame Schritt, wenn es nicht Verzweiflung war, stürzte ihn ins Verderben. Gott hatte ihm die Verblendung ins Herz gegeben, um die Freiheit der Völker zu retten. Von dem 22sten März, dem Tage, wo Napoleon auf Vitry marschirte, datirt sich die letzte große Revolution in der europäischen Völkergeschichte. — Wie sehr muß der neue Attila erschrocken seyn, (der im Geist sich schon wieder in Deutschland wähnte), als er vernahm, daß die Verbündeten, statt ihm beiderseits zu folgen, den hochherzigen Plan entworfen hatten, gerade auf seine Hauptstadt loszugehen. Bei Fére Champenoise, stieß der linke Flügel von Blüchers Armee, am 25sten März, mit Schwarzenberg zusammen, und begegnete den Marschällen Marmont und Mortier, die gleichfalls nicht wenig erstaunt waren, statt das Heer ihres Kaisers — die Verbündeten hier anzutreffen. Ein Transport von 100,000 Rationen Brot und Munition, wobei 8000 Mann sich befanden, wurde in dem Gefechte genommen, und das ganze Corps, nebst ihrem Anführer Pactod, gefangen gemacht. Die Marschälle Marmont und Mortier aber gingen in Eilmärschen auf Paris zurück, weil sie sich

ganz abgeschnitten sahen. Wir Preußen waren ihnen jedoch auf der Straße von Paris schon zuvorgekommen, daher sie einen Seitenweg über Melun einschlagen mußten. Wie eine Bothschaft vom Himmel erscholl unsern Truppen nun die Nachricht: Es geht nach Paris! Wir hätten die Pforten der Hölle gestürmt, wenn es darauf angekommen wäre, Sieger zu seyn; eine solche Begeisterung hatte sich unsers ganzen Heeres bemeistert. Man denke sich aber das Schrecken, was itzt in Paris geherrscht haben muß. Schon seit acht Tagen dauerte das Fliehen der Landleute in die Hauptstadt. Hannibal, nach der Schlacht bei Cannae, mochte keine größere Bestürzung in Rom erregt haben, als die Ankunft der Russen, in Paris. Bereits am 29sten März gegen Abend standen die verbündeten Heere vor dieser Hauptstadt. Die letzte entscheidende Schlacht sollte nun geliefert werden, um der Völkerfamilie Europa's ihre Freiheit wieder zu geben. Es erheben sich drei ansehnliche Berghöhen, welche Paris von der Ostseite, und die Gegend am rechten Seine-Strand beherrschen, nämlich der Mont martre am nächsten der Stadt, die Höhen von Belle ville und Vincennes südöstlich, und die Berghöhen von St. Denis nordöstlich, und am entferntesten von Paris. Diese drei Punkte hatte die Armee des Marschall Marmont gegen 30,000 Mann stark,

mit etwa 100 Kanonen besetzt. Kaum war der Morgen des 30sten März angebrochen, so erschien vom Fürsten von Schwarzenberg der Befehl, genannte Höhen zu erstürmen. Wir Preußen standen vor dem Mont martre im Centro der Linie; an uns schlossen sich links die Oestreicher und Würtemberger, und rechts die Russen unter dem General Langeron an. Der linke Flügel dehnte sich bis an die Marne, und unser rechter bis St. Denis aus. Schrecklich scholl der Kanonendonner in das Thal hinunter, schrecklich muß er in die Ohren der Pariser erschollen seyn. Die Stunde der Vergeltung war gekommen. Es sollten die leichtsinnigen Bewohner dieser Hauptstadt nun auch empfinden, was die mehresten Hauptstädte Europa's seit zwanzig Jahren empfunden hatten. Noch ehe der Mittag heran kam, waren die Höhen von Belle ville mit stürmender Hand genommen. Wie verzweiflungsvoll sich auch die französischen Truppen wehrten, und sich für die Hauptstadt aufopferten, so konnten sie der Kühnheit der Stürmenden nicht widerstehen. Alles wurde bis an die Thore der Stadt zurückgeworfen. Die preußischen Garden zeichneten sich bei diesem Angriff durch eine Tapferkeit aus, die zum ewigen Gedächtniß in die Geschichte kommen wird. Sie nahmen bei ihrem stürmischen Vordringen allein 48 Kanonen weg, und machten mehrere tau-

send Mann gefangen. Der König von Preußen war selbst bei diesen glorreichen Fortschritten zugegen. Nachdem dieses geschehen war, so schritt man auch unsrer Seits zur Erstürmung von Montmartre. Die preußische Kavallerie machte einen ungestümen Angriff, und eroberte 20 Kanonen bei dem Dorfe Vilette. Das Dorf Chapelle wurde gleichfalls im Sturmschritt genommen; und eben hatten die Russen von dem rechten Flügel her den Gipfel erstiegen, als die Stadt Paris Bothen herausschickte und zu kapituliren verlangte. Es war ohngefähr vier Uhr Nachmittags. Der russische Kaiser und der König von Preußen nahmen die Kapitulation an, nach welcher die Verbündeten am 31sten früh in die Stadt Paris einziehen sollten. So fiel die Hauptstadt des französischen Reichs, und mit ihr die Universalmonarchie Napoleons. Kaum die Hälfte der Verbündeten war bei der Schlacht vor Paris gegenwärtig, denn fünf Corps standen noch zurück, nämlich das dritte preußische Corps unter Bülow, bei Soissons, der General Winzingerode mit 12,000 Mann, bei Vitry, um den Kaiser Napoleon zu täuschen, der Marschall Wrede, und der General Sacken waren beide in Meaux zurück geblieben, um gleichfalls den Napoleon zu beobachten; endlich war ein östreichisches Heer, unter dem General Duca, dem Kaiser Franz nach Dijon ge-

folgt, und ein anderes schon früher nach Lyon marschirt. Es wird ewig denkwürdig bleiben, daß von den in der Schlacht bei Paris eroberten 90 Kanonen, durch die Preußen allein 70 Stücke genommen worden sind. Glücklicher ging kein Tag für uns auf, als der Morgen des 31sten März. Wie den Träumenden war es uns, daß wir in Paris — das Ziel unserer Hoffnungen und Anstrengungen, als Sieger einziehen sollten. Vor acht Monaten standen wir noch an der Oder, und itzt an der Seine! Wer will das Wonnegefühl beschreiben, was auf jedem Gesichte glänzte. „Bin ich denn auch wirklich in Paris?" so fragte sich ein Jeder aus dem Heer, als wir durch die Straßen zogen, und der Jubel des Volks uns umscholl.

Die Monarchen hielten um 11 Uhr ihren triumphirenden Einzug. Jubelgeschrei ertönte von allen Seiten. Der Truppenzug dauerte bis fünf Uhr Nachmittags. Alles ging durch Paris, und lagerte sich bei dem Gehölz von Boulogne, und in den elysäischen Feldern. Den Einwohnern von Paris wurde freie Beköstigung und Quartier für die Truppen erlassen, und diese gaben hier ein merkwürdiges Beispiel der Genügsamkeit und Entbehrung. Alle Schätze des geplünderten, und seit zwanzig Jahren gebrandschatzten Europa hatte Paris verschlungen, und itzt zogen diese beraubten

Nationen durch, ohne ein Glas Wasser zu fordern. Auch dieses schreibe einst die Geschichte, zu einem Zeugniß über sie. Noch muß ich eines Vorfalls erwähnen, der sich an dem Tage unsers Durchzuges ereignete. Ein Theil des gegen Napoleon aufgebrachten Pöbels stürzte zu der Bildsäule des Kaisers auf dem Vendôme-Platz, die von Canova's Meisterhand verfertigt worden, um sie niederzureißen. Sie steht auf einer 130 Fuß hohen Säule aus Kanonen-Erz, und trägt die Siegesbilder des Jahres 1802. Der Kaiser Alexander, vorbeireitend, soll gesagt haben: „Mich würde schwindeln, wenn ich so hoch stände." Unzählige Menschen aus allen Ständen hatten sich versammlet, um dies Schauspiel anzusehen. Auf einigen Gesichtern herrschte Zweifel und Ungewißheit — auf andern sichtbare Freude, auf andern aber stumme Unzufriedenheit und heimlicher Unwille dagegen. Einige flüsterten sich gar ins Ohr: Napoleon sei schon im Anmarsch, und werde Morgen die Stadt entsetzen. Ich war begierig, das Ende dieses Auftritts abzuwarten, und blieb bis um sieben Uhr in der Stadt. Man hatte um den Hals der Bildsäule ein dickes Seil, gleich einem Ankertau – geschlungen, und zwölf Pferde vorgespannt, um dieselbe niederzureißen. (Welch ein schneller Uebergang von höchster Verehrung zur tiefsten Schändung eines Menschen von seinen ei-

genen Landesgenossen!) Unter dem lautesten Hurrahgeschrei trieb man die Pferde an, hunderte von Händen griffen selbst das Seil an — aber die Statüe regte und bewegte sich nicht: so fest stand sie auf der Säule. Endlich gelang es, nach wiederholten Versuchen, den Ziehenden — der Statüe das Genick zu beugen, daß sie mit gesenktem Haupte dastand. Ein allgemeines Gelächter erscholl von allen Seiten über diese sonderbare Stellung, die einem Sträubenden ähnlich war, der sich nicht so leicht bezwingen läßt. Da man vergessen hatte, die Füße und Schenkel zu durchfeilen, und das Eisen zu durchsägen, welches die Statue festhält, so kam man diesen Abend nicht weiter, als ihr den Kopf zu beugen — und ließ von dem Niederreißen ab. In der That war dies ein passendes Sinnbild auf den Zustand, in welchem Napoleon sich befand. Obgleich man ihm das Genick gebeugt hatte, so sträubte und wehrte er sich doch, um von der Höhe herabzusteigen, auf welche er sich emporgeschwungen hatte, bis endlich sein Fußgestell wankend gemacht wurde. Erst am folgenden Tage hatte das Volk die Freude, den Tyrannen zertrümmert und niedergestürzt zu sehen. — Die Stadt Paris bot in diesen Tagen den Fremden ein interessantes Schauspiel dar. Die Volksmasse — durch die Geflüchteten und fremden Militärpersonen auf eine Million gestie-

gen — wogte strömend in buntem Gemisch die Straßen auf und ab. Nationen von der entgegengesetztesten Bildung, Lebensart und Sprache, wie Baschkiren, Russen, Schweden, Deutsche, Engländer, Spanier und andere, welche itzt alle französischen Promenaden, Kaffeehäuser und Schauspiele füllten, boten für den stillen Forscher und Menschenbeobachter eine belehrende Vergleichung dar. Diese Vergleichung mußte ohne Bedenken, was den Charakter betrifft, zum Vortheil der Sieger ausfallen, die sich durch Großmuth, Verzeihung, edle Wahrheit und Biederkeit des Herzens auszeichneten; dagegen die Franzosen, in ihrer kindischen Eitelkeit gekränkt, nur mit Mühe den geheimen Groll verbergen konnten, sich besiegt zu sehen. Man sahe es ihrem Gesichte an, welche Mühe es ihnen kostete, gute Miene beim bösen Spiele zu machen. Die Züge von Scheelsucht, Verachtung, Freiheit und Kleinmuth waren gar zu deutlich darauf zu lesen. Den auffallendsten Beweis von Erbärmlichkeit und lächerlichem Stolz gaben die Pariser dadurch, daß sie unsern Truppen wehren wollten, einen grünen Zweig an den Hüthen zu tragen. Es erschien eine Deputation an den Gouverneur, um anzufragen, ob die Soldaten solche als Zeichen des Sieges trügen? Das weise Gouvernement, die Nation als ein Kind betrachtend, antwortete: Die Truppen wären stets

gewohnt, im Felde dieses Zeichen zu tragen, ohne sich als Sieger dadurch anzukündigen. Wo der Charakter des Volks sich ganz ausspricht, das ist im Schauspiele. Man beklatscht den Schauspieler schon vor dem Spiel, unterbricht ihn mitten in der Periode mit Geklatsch, so daß er still halten muß, und lacht nur zu dem läppischen Witz. Der Schauspieler behandelt dagegen das Publikum wie seine Marionetten, weil sie das Echo seiner Worte sind. Es wurde am 1sten April der Triumph des Trajan gegeben. Man wartete und lärmte bis 9 Uhr Abends, ehe das Spiel anhob. Zuletzt trat ein Schauspieler hervor und erklärte, das Stück könne nicht gegeben werden. Man tobte, schrie und schimpfte darüber. Der Schauspieler zankte sich wohl eine Stunde lang mit ihnen herum; endlich rief er Jemand aus der Loge auf, um den Streit zu entscheiden. Dieser erklärte, es wäre der Wunsch des Kaisers Alexander, daß das Stück nicht gegeben werden sollte. Dieser Einfall half. Sogleich schrie das ganze Publikum, wie umgezaubert: Es lebe der Kaiser Alexander. Statt des angekündigten Stücks wurde ein andres gegeben, was nichts vom Triumph enthielt. Es dauerte bis zwei Uhr nach Mitternacht. Wer erstaunt nicht über diese Geduld, 9 bis 10 Stunden lang im Schauspiele mit läppischem Getändel zuzubringen. Nach dem Schauspiele strömt

Alles in das Palais royal hin, um das Nachtessen zu halten. So wird es fünf Uhr Morgens, bis die Pariser Welt zu Bett kommt, und ein bis zwei Uhr, bis sie wieder aufsteht. Aurora mit ihrer Herrlichkeit ist für sie verloren. Die Pariser sehen die Sonne nur untergehen, niemals aufgehen. Das heiße ich die verkehrte Welt.

Am Tage nach unserm Einzuge, wurde durch öffentliche Zettel bekannt gemacht, daß die Verbündeten mit Bonaparte nicht mehr unterhandeln würden, sondern mit dem Senat. Dieser erklärte gleich darauf den Kaiser für abgesetzt, und entband die Armee von der Pflicht des Gehorsams gegen ihn. Nun erschien ein neues Schauspiel. Schaaren von Pöbel zogen durch die Straßen, an deren Spitze sich ein Reiter mit einer weißen Fahne befand. Dieser rief: Es lebe Ludwig XVIII! Es leben die Bourbons! Nun konnte sich das Volk nicht mehr halten; es brach in laute Verwünschungen gegen Bonaparte aus, schloß sich an die Haufen an, und beschädigte alle Denkmäler, die auf seine Person Bezug hatten. Auf den öffentlichen Plätzen hielten diese Karavanen still und sangen das Volkslied von Heinrich IV, welcher itzt der Abgott des Tages wurde. Auffallend ist es, und charakteristisch, daß in diesem Liede Heinrich ein vierfacher Teufel — genannt wird. (Diable en quatre.) Seine vier Teufeleien sind gewesen:

wesen: Gut zu regieren, gut zu fechten, gut zu lieben und gut zu trinken. Ueberhaupt bemerke ich, daß der Teufel hier eine gute Rolle spielt, und nicht als ein böser Geist betrachtet wird. „Brave comme diable, vertueux comme diable,“ Tugendhaft wie der Teufel, ist ein gewöhnliches Sprichwort. Dagegen der Name Gottes nur bei Verfluchungen, und im bösen Sinne gebraucht wird: „Au sacré nom de Dieu!“ ist der ärgste Fluch im Munde des Gebildeten wie des Pöbels. Dies erklärt sich nur aus dem sonderbaren Streben und Sinn des Volks zum entgegengesetzten Aeußersten. Dieser Sinn offenbaret sich in allem, bis auf Tracht und Kleidung. Es war Mode, vom Frauenzimmer das Haar oben zugespitzt, in Form eines Zuckerhuths zu tragen, den Rock abgekürzt bis an die Knie, die Taille bis an die Schultern, und die Brust ganz entblößt; gerade, als ob es darauf ausginge, sich zu verunstalten. Ohne Augengläser zu sehen, wird für gemein gehalten. Man stellt sich vor den Fremden gerade hin, um ihn durch die Brille zu betrachten. Die Neugier ist hier ohne Grenzen. Kaum steht man still, um zwei Minuten lang mit einem Freunde sich zu besprechen, so hat sich ein Kreis von zwanzig bis dreißig Personen ringsum versammlet, und nimmt Antheil am Gespräch, um Neuigkeiten zu erfahren. Die große Masse des Volks will unter-

halten seyn, sonst vergeht es vor Verschmachten und Sehnsucht. Diesem abzuhelfen, sind erstlich, Gaukelspieler auf allen Straßen vorhanden. Sie stehen gewöhnlich zwei und zwei auf einer erhöhten Bühne, wovon der Eine znm Volke spricht, der andere Gesichter dazu schneidet — und das Volk, hängt wie in Andacht versunken, an ihren Lippen. Zweitens, belustigen die Menge auf den Spazierplätzen und in den Straßen: Vorleser und Deklamatoren. Sie halten ein Buch oder Blatt in der Hand, lesen im pathetischen Ton den Umstehenden den Inhalt vor, oder deklamiren auch mit heftiger Gestikulation auswendig gelernte Rollen her. Drittens, finden sich Buden mit Zeitungsblättern zur Unterhaltung der Lustwandelnden: Man nimmt einen Stuhl, liest den Moniteur vom heutigen Tage, bezahlt zwei Sous und geht weiter. Viertens, Ausschreier der Flugblätter laufen vom Morgen bis an den Abend durch alle Straßen, und schreien mit gewaltiger Stimme: Voilà que vient de paroitre! „Das ist eben erschienen.“ Sie deklamiren auch wohl den ganzen Inhalt her, und beladen den Vorübergehenden schnell mit einem Flugblatte, der dasselbe begierig lesend auf der Straße fortgeht. Der andern Gaukeleien, Marionetten, Seiltänzer, Affenführer u. s. w. will ich nicht erwähnen. Welch ein Volk, das den Verstand in Thorheiten, seine

Tugend in Laster, und seine Arbeit in Nichtsthun mit aller Ueberzeugung setzt!

Abeville, den 4. Mai 1814.

So habe ich sie denn gesehen, die Fürstin der Städte, das europäische Babylon, mit allen ihren Herrlichkeiten, und mit allen ihren Häßlichkeiten! Schon Carl V, als er Paris zum ersten Male gesehen, sagte: Lutetia non urbs sed orbis. Paris ist nicht eine Stadt, sondern eine Welt. Und wirklich: wer das Leben und Treiben auf den Boulevards, den Zusammenfluß der Fremden im Palais royal, die Pracht der Tuillerien und die fluthende Menge auf den Brücken und Quais nicht gesehen hat, von dem kann man sagen: Er hat nichts gesehen. Wie viel Böses ich auch genöthigt bin, der Stadt Paris in Ansehung ihrer Einwohner nachzusagen, so muß ich sie doch, wegen ihrer Merkwürdigkeiten, die einzige Stadt von Europa, und fast der ganzen Erde nennen. Das einzige, wodurch Paris sich vor allen andern Städten auszeichnet, dünken mir folgende Merkwürdigkeiten zu seyn:

1) Das National-Museum, eine Sammlung der größten Schätze, die menschliche Kunst auf Erden hervorgebracht hat. Der prachtvolle Pallast des Louvre, welcher dicht an das königliche Schloß der Tuillerien anstößt, ist für diese

Kunstwerke eingerichtet worden. Man hat noch einen Flügel angebaut, und mehrere Straßen zu dem Behuf niederreißen lassen. Die Statüen und Antiken, unter denen sich der Apoll von Belvedere, die mediceische Venus, die Gruppe des Laokoon, und der Torso, als die schönsten Ueberreste griechischer Bildhauerkunst auszeichnen, stehen in den Sälen des Erdgeschosses. In den obern Sälen des Flügels, welcher mit der Seine parallel läuft, sind die Gemälde aller europäischen Schulen, zu beiden Seiten aufgestellt. Dies Locale ist von solcher Länge, daß man an einem Ende stehend das andere nicht absehen kann. Von Raphael allein sind 27 Gemälde, von andern Meistern unzählig Viele vorhanden. Zwei Stücke haben einen ewigen Eindruck auf mich gemacht, und erschienen mir als Gegenstände aus einer höhern Welt, nämlich die Verklärung und die heilige Cäcilia. Ein solcher Genius, wie Raphael, ist nur ein Mal über die Erde gegangen, und wird nie wieder erscheinen. Da stehe ich in Staunen versunken, und weiß nicht, wie mir geschehen ist — und mein Auge kann sich nicht loswinden von diesen herrlichen Gestalten. Andacht, himmlische Liebe und Unschuld sind auf dem sanften, schönen, itzt allem Irdischen entsagenden, und zum Himmel sehnsuchtsvoll aufblickenden Auge der Cäcilie ausgegossen. Aber woher dieser unendliche Zau

der in der Erscheinung? Kein Plato, Hemsterhuis und Kant vermögen das Wesen des ewigen Schönen, welches sich nicht bloß verstehen läßt, sondern auch empfunden werden muß, zu erklären. — Mir fielen, als ich und Mehrere aus dem verbündeten Heere vor diesem Gemälde standen, die Worte ein, welche einst Homer die Griechen bei Erblickung der Helena ausrufen läßt:

Τοιῃ δ'ἀμφι γυναικι πολυν χρονον αλγεα
πασχειν

Ου νεμεσις etc.

Um ein solches Weib, viel zeitiges Elend zu
dulden,

War nicht tadelnswerth ꝛc.

Fürwahr, schon um dieser Raphaele willen, war es der Mühe werth, nach Paris zu kommen und manches Elend zu dulden. Doch kam mir beim Hinausgehen, einigen Unwillen erregend, der Gedanke in die Seele, wie Unrecht es sey, daß Paris diese Kunstwerke andrer Völker, deren gerechtes Eigenthum sie ewig bleiben sollten, als einen Nationen-Raub aufbewahret.

2) Das Palais royal ist nicht wegen seiner Bauart oder Pracht einzig zu nennen, sondern weil es für Paris das ist, was Paris für ganz Europa, nämlich der Zusammenfluß aller Stände, und der Vereinigungspunkt aller Lustbarkeiten, aller Kunst-

waaren, und alles Sehenswürdigem auf Erden. In der Mitte des Vierecks ist ein Platz mit Bäumen bepflanzt, wo man lustwandelt; hier wechseln Alleen, Gebüsch und Blumenpartien mit einander ab. An den vier Seiten des Palais sind Gallerien oder Säulengänge, unter denen ein ewiger Markt statt findet. Der Luxus entfaltet hier seine ganze Fülle und Herrlichkeit. Mit jedem Schritte stößt das Auge auf eine Gemäldesammlung, Porzellan-Ausstellung, auf Spiegel-, Gold- und Edelstein-Waare, dann wieder auf einen Kaffeesaal, auf ein Lesezimmer von allerlei Zeitungen, auf einen Buchladen, Panorama, kurz auf Alles, was den Geist und Körper ergötzen kann. In dem zweiten Geschoß wohnen die Restaurateurs oder Gastwirthe, wo man in fürstlichen Sälen fürstlich bewirthet werden kann. In einigen speiset man auf lauter Silber; in andern ist zugleich Conzert, wo sich Sänger und Sängerinnen hören lassen. Auf den Gallerien haben die Gäste das Vergnügen, die ganze Gesellschaft übersehen zu können. Da die Wände mit Spiegeln fast beladen sind, so sieht man das Gewühl drei-, vierfach vermehrt. Wenn der Abend herankommt, wo Alles erleuchtet wird, glaubt man in eine Feenwelt versetzt zu seyn. Man kann annehmen, daß hundert tausend Menschen beständig hier hineinströmen, während hundert tausend andere herausgehen. Welch

ein Gewühl, welch ein Geräusch, welch ein Ebben und Fluthen von Menschen! Nur bei einem Volke, das die Geselligkeit in so hohem Grade liebt, als die Franzosen, und bei denen das Wort häusliche Tugend keinen Sinn hat, konnte ein Palais royal entstehen. Während die höhere Welt also auf glänzendem Fuß sich über der Erde vergnügt, feiert der Pöbel in dem Untergeschoß, dem Auge nicht sichtbar, gleichsam seine Bachanalien. Schade, daß an diesem Orte, wo Glanz und Anständigkeit herrschen, wo Unschuld und Freude wohnen könnte, dem edlen Menschen die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur — jene traurigen Schäferinnen von Amathunt – das Auge trüben, und ihn zum ernsten Bedauren stimmen.

3) Die Katakomben oder das unterirdische Paris. Man denke sich große Säle und Gänge unter der Erde, die mit Gebeinen von mehr als zwei Millionen Menschen ausgeziert sind. Diese wandelten einst in denselben Straßen, durch welche itzt die fröhliche Menge über die versunkenen Geschlechter dahinzieht. — Der Eingang in diese Todeshallen, wo ewige Stille herrscht, ist an der westlichen Seite der Stadt, bei der sogenannten Höllenpforte (Barrière d'Enfer.) nicht fern von dem Platz, wo die Sternwarte stehet. Man steigt achtzig Stufen in die Erde hinab, und muß durch dunkle Gänge eine Viertelstunde fortgehen,

bis man an eine Pforte mit zwei Säulen von toskanischer Ordnung gelanget; hier liest man die Inschrift: Has ultra metas quiescunt beatam spem exspectantes. (Sie schlummern jenseits dieses Ziels, einer seligen Hoffnung entgegen harrend.) Wenn man nun in diesen Todestempel hineingetreten ist, so sieht man zwei Reihen von Knochen und Schädeln in zierlicher Ordnung aufgestellt, die Kapellen, Altäre und andere Figuren bilden. Auf zwei Tafeln findet man Knochen von außerordentlicher Bauart, aufgestellt. Der Ursprung dieser Katakomben fällt ins Jahr 1763, wo das Parlament den Beschluß faßte, die Kirchhöfe aus der Stadt zu verlegen, und die Stellen mit Bäumen zu bepflanzen, oder zu Märkten umzuschaffen. Man war in Verlegenheit, wo man die ausgegrabenen Gebeine lassen sollte. Endlich beschloß man sie feierlich in die vielen, seit Jahrhunderten vorhandenen Gipssteinbrüche, welche unter Paris fortlaufen, hineinzusetzen. So geschahe die Einweihung im Jahre 1786, den 7ten April. An besondern Inschriften sieht man noch, zu welchen Kirchhöfen diese und jene Reihen der aufgestellten Gebeine gehöret haben. Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfiel mich bei dem Anblick dieser einst lebenden Vorwelt. Minister, Grafen, Herzöge, Kaufleute und Bettler — liegen hier verstummt und durcheinander gemischt beisammen. Wie lange wird es

dauern, so muß das dort oben jubelnde und fröhlichen Paris in diese unterirdischen Wohnungen ziehen!

4) Das Museum der französischen Denkmäler — besteht bloß aus Kunstwerken von französischen Meistern, entgegengesetzt dem großen Museum, welches die Produkte aller europäischen Nationen enthält. Es war ein glücklicher Gedanke, die Statüen, Grabmäler, Gemälde ꝛc. nach den Jahrhunderten zu ordnen, damit man die Fortschritte der französischen Kunst beurtheilen könne. Man sieht den rohen Anfang in der gothischen Sculptur, dann den Fortgang der Kunst unter Ludwig XII. ihre Vollendung unter Franz I. u. s. w. Zugleich dient diese Sammlung zu einem Repertorium der Geschichte; hier sind die Grabmäler von Chlodowich, Carl Martell, Hugo Capet, Heinrich IV, Richelieu, Turenne, Colbert u. s. w.; ferner der Gelehrten, Racine, Corneille, Molière u. a. In dem Garten unter Ulmen und Pappeln die Monumente Abelards, Des Cartes, La Fontaine u. s. w.

5) Die Fabrike der Gobelins-Tapeten (von dem ersten Meister Gobelin also genannt) ist gleichfalls einzig in Europa. Man wirkt Landschaften, historische Stücke und Portraits in die wundervollen Decken, welche den schönsten Gemäl-

den an Lebendigkeit der Farbe und Zeichnung gleichkommen. Gobelin starb 1467. Der Minister Colbert hob dies Institut zu seiner Vollkommenheit empor. Als einzig kann man ferner betrachten, die Bibliothek mit 80,000 Manuscripten, worunter ich viele orientalische sahe; die Gemälde Vernets, lauter Seestücke im Palais Luxemburg; die venetianischen Pferde aus Bronze, auf dem Carousselplatz; das Invalitenhaus, mit vergoldeter Kuppel, und den prachtvollen Grüften der Marschälle Lannes, Lauriston u. a; ferner das Pantheon, eines der vollkommensten Gebäude, mit seinen Grabmälern, und die Akademie der Kunstmodelle, wo man von allen europäischen Maschinen ein Exemplar sehen kann. Aeußerst merkwürdig in Paris sind auch die Boulevards, Straßen mit Bäumen bepflanzt, die sich mitten durch die Stadt kreisförmig drei bis vier Meilen fortziehen, und wo alles, was man in Paris Spektakel nennt, in Lebendigkeit und Fülle zu sehen ist. Das königliche Schloß der Tuillerien, mit dem anstoßenden Louvre, längs der Seine, bildet fast eine Stadt für sich, und hat vielleicht nicht seines Gleichen. Das Triumphthor an den elysäischen Feldern, (wo die Berlinische Victoria einst hinauf kommen sollte), und der Tempel des Ruhms, sind noch unvollendet. Die eiserne Brücke über die

Seine, die Statüe Heinrichs IV. auf dem Pontneuf, die von Menschen wimmelnden Quais, die zahlreichen Fontainen, die Triumphsäule auf dem Vendômeplatz, und andre Merkwürdigkeiten, bieten dem Fremdling ein bewundernswürdiges Schauspiel dar. Um diese Stadt voll Herrlichkeiten noch ein Mal ganz zu überschauen, ging ich auf den Montmartre hinaus, und stellte mich auf den Thurm hin, wo der Telegraph von Paris stehet. Da liegt sie zu meinen Füßen in ungeheurer Ausdehnung, die völkersammlende Hauptstadt des Continents. Mitten schlängelt sich die Seine, wie ein Silberstreif durch die Straßen. Eben will die Sonne untergehen, und vergoldet die unzähligen Thürme. Zu Julius Cäsars Zeiten war nur ein kleiner Punkt, die Insel auf der Seine, wo die Kirche Notre Dame liegt, bebaut. Ringsum wehrten undurchdringliche Moräste und Sümpfe den Zugang. Und itzt, welche Welt ist aus dieser Insel aufgeblüht, welche Palläste haben sich aus den Sümpfen erhoben, welches Elysium ist rings umher entstanden. Die Dörfer bis zehn Stunden im Umkreise — sind eine fortgehende Vorstadt von Paris zu nennen, weil die Häuser alle massiv und hoch gebaut sind. Der erste Totaleindruck, den die Stadt beim Erblicken gewährt, hat zwar nichts Erfrischendes und Lebendiges, weil die Dächer mit blauem Schiefer

gedeckt sind, und die Lage flach und eben ist; dagegen wird das Bild von Größe und stiller Majestät durch die Menge der Thürme, und durch die unabsehbare Häuserzahl in der Seele erweckt. Romantisch liegt das Schloß Vincennes, (die neue Bastille, wo die Opfer Napoleons bis itzt geschmachtet haben) am rechten Ufer der Seine, oberhalb der Stadt; romantischer St. Cloud an dem linken Ufer, unterhalb Paris, beide auf Anhöhen, die denen von St. Denis und Montmartre gleich kommen. Zwischen diesen Bergen ziehen sich grüne Ebenen fort, die mit schönen Dörfern, anmuthigen Landhäusern und Lustwäldern bedeckt sind.

So sehr indessen die Stadt Paris wegen der Kunstwerke, Palläste und des Menschengewühls mir als merkwürdig und einzig erschien, so unangenehm war es mir auf der andern Seite, den Schmutz zu bemerken, der nicht allein in den Straßen, sondern auch in den Häusern herrscht. Wände, Betten, Stühle, Vorhänge, und alles Hausgeräthe kleben von Unreinigkeit. Vielleicht kommt es daher, daß die Pariser den Tag über schlafen, und also die Unreinigkeiten nicht sehen. Alle Straßen und Brücken wimmeln von Schuhputzern und Stiefelbürstern, die lumpig angekleidet, mit schmutzigen Händen, ihren ekelhaften Kram dem Vorübergehenden vor die Nase halten,

mit dem Anschrei, ob man sich nicht will die Schuhe reinigen lassen. Alles geht ungereinigt aus, und läßt sich, — welch ein häßlicher Anblick! auf der Straße rein machen. Ja es giebt Buden und Gallerien, wo die Herren auf erhöhten Tribunen sitzen, wie in einem Senat, und unten arbeiten die zierlichen Schuhbürster mit Macht an ihren ausgestreckten Füßen. Kurz, die Stadt Paris scheint mir mit allem Rechte den Namen Lutetia zu führen, welchen Lichtenberg sehr derb aber passend durch Dreckstadt übersetzt. Bis hieher hat man nur die Polen und Juden für eine unreinliche Nation gehalten; itzt müssen wir, durch Erfahrung belehrt, auch die Franzosen zu dieser Kathegorie gesellen.

Eine andere Unannehmlichkeit in Paris, ist der Mangel an trinkbarem Wasser. Alles Wasser in den nordöstlichen Provinzen Frankreichs ist mit Kalk vermischt, und der Gesundheit nachtheilig. Daher hat die Regierung eine Maschine bauen lassen, um das Wasser zu reinigen (clairfaire), und trinkbar zu machen. Dieses Wasser trägt man in versilberten Gefäßen zum Verkauf umher, und schreiet es in den Straßen aus. Das Wasser, was durch den Ourque-Kanal der Stadt zugeführt wird, soll zwar diesem Uebel abhelfen; da es aber über kalkgründigen Boden fließt, so ist es auch nicht von Kalkthellen frei. — Es ist ferner

ein übler Umstand, daß die Straßen in Paris größtentheils enge, und die Häuser sehr hoch sind. Die Menschen wohnen fünf bis sechs Mal einander über dem Kopfe, welches Schmutz hervorbringt, und in die untersten Geschosse kann kein Sonnenlicht hineinfallen. Zu diesen Uebelständen kommen noch die moralischen Häßlichkeiten, nämlich eine grenzenlose Bettelei auf den Straßen, das Findelwesen, die Zungensünden der Weiber der Halle, und was alle Abscheulichkeiten krönet, das öffentliche Gewerbe der privilegirten Dirnen, die zur Seite der Schauspielhäuser, deren Zahl auf zwölfe steigt, ordentliche Spaliere bilden. In dieser Hinsicht ist Paris der Zusammenfluß alles Lasterhaften und Unreinen, ein physischer und moralischer Schlund zu nennen, so wie man sie von Seiten der Lustbarkeiten im Palais royal, das Toll- und Spektakelhaus von Europa heißen kann.

Nachdem die Armeen 10 bis 12 Tage in der Gegend bei Paris gestanden hatten, so wurden sie aus Mangel an Lebensmitteln in entferntere Provinzen verlegt. Uns Preußen fiel das Loos, nach der nördlichen Küste von Frankreich zu gehen. Wir brachen daher, nachdem wir am Charfreitag auf den Feldern bei Versailles Gottesdienst gehalten hatten, am 1sten Osterfeiertage von Orsey auf, zogen über St. Germain, Pontoise und Beauvais, und kamen am

20sten April in Abeville an, wo die Truppen weitläuftig in die Dörfer verlegt wurden. Nichts geht über die angebauten Gegenden an der Seine: Dorf an Dorf, Stadt an Stadt mit schönen Häusern, bilden in malerischen Gruppen eine Kette, die bis zur Mündung dieses Stromes fortreicht. Sobald man aber diesen Strich verläßt, und die Grenzen der Picardie betritt, so hebt die Armseligkeit in Städten und Dörfern wieder an. Bei Beauvais sehe ich die letzten Weinberge. Der Ackerbau wird schlecht betrieben. Der Boden ist ganz weiß von Kalk. Die Witterung ist rauh und kühl, und überhaupt im nördlichen Frankreich, der im nördlichen Deutschland, Preußen und Kurland gleich. Nach der großen Hitze im April folgte plötzlich eine starke Kälte, wobei man die Zimmer heizen mußte. In den Stuben der französischen Gebäude ist nie ein Ofen vorhanden, sondern nur ein Kamin. Da dieser einen starken Zug haben muß, um das Feuer zu unterhalten, so wird das Zimmer nie warm. Man kann an solchem Feuer nie arbeiten, weil man gleich auf stehen muß, um sich durch Bewegung zu erwärmen. Der Franzose friert im Winter, daß ihm die Zähne klappern, doch ändert er diesen Mißbrauch nicht ab. Die Fenster sind so wenig dicht, daß vielmehr der Wind sausend hindurchfährt. Die Häuser sind hier in den Dörfern so armselig, daß man von

draußen gleich in das Zimmer tritt, was nicht ausgediehlt ist, und wo das liebe Vieh mit den Menschen gemeinschaftlich zusammen wohnt. Sie sind mit Stroh oder Schindeln gedeckt, haben nur ein kleines Fensterchen, und sind aus Kalksteinen aufgebaut. Die Frauenzimmer tragen, wie in der Champagne, hölzerne Schuhe mit Schnäbeln; daher ein großes Geklapper entsteht, wenn Mehrere zusammen einhergehen. Sie sind an keine Arbeit gewöhnt; ich habe keine, wie bei uns spinnen oder weben sehen, wohl aber draußen stehen und Federball mit einander schlagen, welches ein leidenschaftliches Spiel bei ihnen ist. Ihre Kost ist auch sehr kümmerlich; ihr einziges Gemüse sind kleine Bohnen, Haricots. Da essen sie dann zu Mittag Bohnen mit Oel, und zu Abend Bohnen mit Oel. In ihre Bouillon kommt auch kein Gemüse, sondern zerschnittenes Weißbrodt. Zu Frühkost lieben sie, den Kaffee aus der Schale mit einem großen Löffel zu essen. Das Bleichen der Leinwand ist nicht Mode, daher ihre Wäsche grau und schmutzig aussieht.

In der Gegend um Abeville wurde an mehrern Orten unter freiem Himmel Predigt und Communion gehalten. Die Einwohner waren ringsum hingeströmt, und nicht wenig erstaunt über die Andacht unsrer Soldaten; indem sie uns bisher für nichts weniger, als für Gottesläugner

gehal

gehalten hatten. Ihre Priester, gegen uns erbittert, gestatteten uns niemals einen Gottesdienst in der katholischen Kirche zu halten. Diese Geistlichen sind in den theologischen Wissenschaften sehr unerfahren, und haben keine Ahnung von den Fortschritten, welche die protestantischen Geistlichen in Norddeutschland gemacht haben. Ihr Gehalt ist nur 600 Franken. Da dies Geld aber von der Regierung selten gezahlt wird, so müssen sie sehr kümmerlich leben, und wohl gar zu bürgerlichen Geschäften ihre Zuflucht nehmen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Sie hoffen, daß mit der Thronbesteigung Ludwigs XVIII, der Stern ihres vorigen Glücks wieder aufgehen werde.

London, den 1. Jun. 1814.

Nach Beendung der geistlichen Geschäfte mit den Truppen, reiste ich am 12ten Mai dieses Jahres wieder nach Paris, um einen Reisepaß nach London zu erhalten. Dieser wurde mir durch Verwendung unseres Gesandten, Baron von Humboldt, von dem Lord Castlereagh bald zugefertigt. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einige französische Gelehrte, z. E. Sylvester de Sacy, Bouvier, Langlées und Marron kennen. Letzterer hat als Präsident des reformirten Consistoriums die Rechte der protestantischen Kirchenparthei durch seine Freimüthigkeit vor dem

Kaiser sehr erweitert. Die zwei lutherischen Geistlichen, Göpp und Boissard, predigen abwechselnd deutsch und französisch in ihren Kirchen. Es ist auch eine deutsche Schulanstalt gestiftet worden, wozu der Kaiser den Protestanten ein Locale geschenkt hat. Die Zahl der deutsch-lutherischen Gemeinde beläuft sich auf 7 bis 8000 Personen; die der beiden protestantischen Partheien auf 20,000 Seelen.

Es war für mich eine freudige Erscheinung, in einer Stadt, wo die Religion vernachlässigt und fast mit Füßen getreten wird, einen Mann anzutreffen, der durch Verbreitung des göttlichen Worts im Stillen dem tiefen Verfall des Christenthums entgegen arbeitet. Dies ist ein edler Deutscher, Namens Leo, welcher durch Unterstützung der Londner Bibel-Societät, und anderer milden Beiträge, eine Stereotypen-Ausgabe des Neuen Testaments zu Stande gebracht hat, wodurch gegen 300,000 Exemplare unter das Volk vertheilt werden können. Er hat die Bewilligung des Cultus-Ministers dazu erhalten, und eine große Anzahl von Testamente unter protestantische und katholische Einwohner ausgetheilt. Die beiden Consistoria haben hierauf beschlossen, eine Bibelgesellschaft in Paris zu errichten, von welcher Herr Leo ein permanentes Mitglied seyn soll.

Am 19ten Mai reisete ich von Paris ab, und

kam nach drei Tagen schon glücklich in London an. Es giebt drei Dinge, welche in Frankreich vortrefflich sind, nämlich das Brot, die Wege und das Fuhrwerk. In einem Tage fährt man von Paris nach Amiens auf der Diligence sehr bequem und auf die wohlfeilste Weise — eine Strecke von 32 Lieues oder sechzehn deutsche Meilen. Alle drei Stunden oder Lieues, werden die Pferde gewechselt, welches kaum zwei Minuten lang aufhält. In der Mitte des Weges wurde zu Clermont eine Stunde angehalten, um Mittag zu essen. Es ist eine sittenverderbliche Gewohnheit auf den französischen Landstraßen, daß die Kinder aus den Dörfern dem Postwagen bettelnd wohl eine halbe Stunde nachlaufen, und die Reisenden durch allerlei Capriolen, z. B. Radschlagen, auf dem Kopf stehen u. s. w. zu belustigen suchen, um ihnen ein Paar Sous zu entlocken. Dies ist eben so entehrend für die Reisenden, als zerstörend für die Kinder. Der Postillion erhält für die Station nur zwei Sous an Trinkgeld. Wie ganz anders ist es in Deutschland, wo man dem Postillion die Hälfte der ganzen Reisesumme bei Extraposten bezahlen muß, und dennoch unhöflich behandelt wird. Die deutschen Fürsten sollten endlich diese Schändung des deutschen Namens bei fremden Völkern, und diese Auflage für Reisende, gänzlich abschaffen.

Am 21sten Mai schiffte ich mich in dem Hafen von Boulogne ein, und kam nach einer vierstündigen Fahrt in Dover an. Die See war sehr unruhig, und der Sturm fast entgegen. Die Damen, welche auf dem Paketboote waren, lagen wie todt von der Seekrankheit auf dem Verdeck. Noch denselben Abend, um neun Uhr, setzte ich mich in die Postkutsche, fuhr die Nacht hindurch, und war des Morgens um fünf Uhr vor den Thoren von London, nachdem ich einen Weg von 72 englischen Meilen in sieben Stunden zurückgelegt hatte. Da sahe ich denn die meerbeherrschende Brittenstadt in ihrer ungeheuren Ausdehnung vor mir liegen, und fuhr über die Londner Brücke, bei dem Anblick der unzähligen Schiffe auf der Themse, mit einem Wonnegefühl, das den triumphirenden Einzug in Paris noch übertraf. Es war ein schöner Sonntag-Morgen; die feierlichste Stille herrschte auf den Straßen, und nur das melodische Glockengeläute tönte von den Thürmen, um die andachtvolle Menge zu den Gotteshäusern einzuladen.

Einem jeden Fremden, der aus Frankreich nach England kommt, muß der große Unterschied auffallen, der zwischen beiden Ländern herrscht. Kaum sollte man glauben, daß ein so kleines Wasser, als der Canal, zwei so verschiedenartige, sich in allen Stücken entgegengesetzte Völkerschaften

trennen könne. Gleich beim ersten Schritt, den man auf englischem Boden thut, leuchten Solidität und Reichthum in die Augen; Alles trägt die Spur der Vollkommenheit und des Fleißes. Das Land ist gartenmäßig bebaut, und kein Platz ist unbearbeitet; es prangt in viel lebendigerem und frischerem Grün, als auf dem Continent, weil ein beständiger Nebel dasselbe feuchtet. Das Vieh ist größer, wohlgenährter und stärker. Die Pferde vor den Postkutschen sind so schön und wohlgebildet, daß ein jedes das Reitpferd eines Generals abgeben könnte. Mit welcher Sorgfalt werden sie aber auch gewartet! Kaum stehen sie still, so bedeckt man sie, wischt den Schaum von dem Munde, und giebt ihnen ein wenig Brot oder Heu zur Stärkung. Unerwartet war mir die gute Aufnahme, welche ich als ein Deutscher in Dover fand. Da ich eine freie Aussicht liebe, so ging ich gleich zu dem Felsen hinauf, der die Stadt beherrscht, und wo noch einige Ruinen von Julius Cäsars Zeiten zu sehen sind. Kaum hatte der Commandant der Vestung erfahren, daß ich ein Preuße wäre, und zu der Armee Blüchers gehörte, als er mich bei der Hand nahm, selbst in der Vestung herumführte, und mir alle Merkwürdigkeiten zeigte. Natürlich mußte ich ihm Vieles von unserm Helden und von den Kriegsbegebenheiten erzählen. Die Aussicht über den Canal nach der

französischen Küste ist unbeschreiblich erhaben. Die Stadt unten im Thale, die Kriegsflotte auf dem Canale, die weißschimmernde Küste, und die fern herziehenden Segel, dies alles gewährte mir itzt den vollen Genuß, den ich auf Vernets Gemälden nur im Geist empfunden hatte. Eine gleiche Aufnahme, wie in Dover, fand ich auch in London: Hier ist der Name Blücher auf allen Lippen; sein Gemälde prangt in allen Sammlungen und Laden. Vorzüglich spielt er eine große Rolle auf den Karrikaturen oder Zerrbildern, wo alle andere Personen gegen ihn im Schatten stehen müssen.

Die beiden Hauptstädte des christlichen Europa bieten für den Beobachter eine angenehme und lehrreiche Vergleichung dar. Das Erste, was gegen Paris sehr absticht, ist die große Reinlichkeit und Eleganz, welche hier auf allen Straßen und in den Häusern herrscht. Zu beiden Seiten der Straßen findet man breite Steige von Fliesen oder Quadersteinen für die Fußgänger, welche nicht in Verlegenheit kommen, herabgedrängt zu werden, weil die nach dem Thore Wandelnden auf der linken, die vom Thor aber nach der Stadt Wandelnden, auf der rechten Seite zu gehen pflegen. Die Häuser sind zwar nicht so hoch und prachtvoll, als in Paris, aber viel symmetrischer, fester und einfacher, auch fensterreicher, da sie nicht

mit dem Giebelende, sondern mit der Vorderseite nach der Straße stehen. Gewöhnlich haben sie nur drei Stockwerk; das vierte ist jedes Mal im Erdgeschoß, und dient zur Wirthschaft und Küche. Das Licht fällt durch eine Vertiefung von der Straße hinein. Man steigt auf einer steinernen Treppe hinab, und findet auch hier die zierlichste Ordnung und Reinlichkeit, so daß man nicht von einem solchen Ekel überfallen wird, die Speisen bereiten zu sehen, als in Paris. Auf den Boden den Speichel auszuwerfen, würde für eine große Beleidigung gelten, eben so wie mit Stiefeln bekleidet in ein Besuchzimmer zu treten. Ferner sieht man keinen unreinlich gekleideten oder zerlumpten Menschen auf der Straße gehen, sondern auch der niedrigste Arbeiter trägt den Rock eines wohlhabenden Bürgers, so wie ich auch keine Bettler wahrgenommen habe; statt daß Paris von Schuhputzern, lumpigen Bettlern und schmutzigen Weibern wimmelt. Es giebt Leute in London, die alle Woche einen neuen Rock haben müssen, und es mit ihrem Schneider abgemacht haben, daß er ihnen jeden Sonntag einen bringt, während dieser den alten zurücknimmt, um ihn zu veräußern. Alles dieses ist eine Folge der Eleganz und Liebe zur Reinlichkeit. Auch die Lebensweise ist von der französischen ganz verschieden. Zwar wird in beiden Hauptstädten der Tag

zur Nacht, und die Nacht zum Tage gemacht, also daß die öffentlichen Geschäfte des Parlaments sogar, und des Gottesdienstes erst um sieben Uhr Abends anfangen, aber die übrige Lebensweise ist verschieden. Der ächte Engländer genießt keinen Kaffee zum Morgenessen, sondern ein Stück Fleisch und ein Glas Porterbier. Zu Mittag, der um fünf oder sechs Uhr beginnt, sind der Rostbeef und Pudding die Hauptgerichte, ohne allen weitern Nachtisch, statt daß in Paris fünf bis sechsfache Fleischgerichte, und eine große Anzahl Nachtischleckereien die wohlbesetzte Tafel ausmachen. Es ist hier nicht Gebrauch, eine bloße Gabel, sondern auch ein Messer dabei für den Fremden hinzulegen. Nach dem Essen wird vieler und starker Thee getrunken. Zu beten ist nur vor dem Essen Gewohnheit; nach dem Essen geht man, wie nach der Predigt in der Kirche, ohne Gebet davon.

Ein zweiter auffallender Kontrast zwischen Paris und London, ist der ernste und solide und fast finstere Charakter der Engländer, welcher gegen das flache jovialische und leichtsinnige Wesen der Franzosen ungemein absticht. Auch hier ist ein Gewühl und Drängen auf den Straßen, (das vielleicht noch größer ist als in Paris) aber es ist ein Gewühl des geschäftigen Lebens und nicht des Müßigganges. Jeder Mensch, der auf

der Straße vorübergeht, man sieht es seinem Gesichte an, hat etwas auszurichten. Dieser Auftrag giebt ihm die Miene des Ernstes und der Betriebsamkeit. Arbeit, Regsamkeit, Handel und Wandel ist die Seele dieser Stadt. Wer kein Geschäft treibt, wird in London für nichts geachtet. Der Deutsche gilt hier viel, wegen seines Fleißes. Der deutsche Arbeiter wird fast mit Gelde aufgewogen. Man bezahlt ihn dreifach theurer als den Engländer, weil er mit mehr Dauer arbeitet. Wer etwas gelernt hat, muß nach London gehen. Ich kenne Handwerker, die in zehn Jahren hunderttausend Pfund erworben haben. Wer aber in losen Künsten gewandt ist, und Gaukelspiele versteht, der gehe nach Paris, da wird sein Weizen grünen. Dort wird man ihn als einen Mann von Geist, und der zu leben weiß, bewundern.

Die dritte abstechende Verschiedenheit beider Hauptstädte, ist die Art und Weise, wie die Bewohner ihre öffentliche Meinung äußern. Freimüthigkeit und Wahrheit sind die zwei kräftigen Hauptzüge in dem Charakter der englischen Nation. Bei der großen Preßfreiheit, die in London herrscht, und bei dem Rechte des Volks, seine Repräsentanten selbst zu wählen, hat sich die edle Freiheit gebildet, Lob oder Tadel gegen König, Minister und Generale, ohne Rückhalt laut werden zu lassen. Die Debatten im Parlament, wel-

che in Gegenwart des ganzen Volks geschehen, tragen mit dazu bei, der Nation jene hochherzige Stimmung zu geben, nach welcher sie das Verdienst ohne Ansehen der Person krönet, und das Verbrechen straft. Kaum war während meines Aufenthalts hieselbst — die Beleidigung bekannt geworden, welche der Prinz Regent seiner Gemahlin zugefügt hatte, so erhob sich die Stimme des ganzen Volks, um die gekränkten Rechte des Weibes zu schützen, gegen den Ehemann, obgleich er den königlichen Purpur trug. So wurde Wellingtons und Blüchers Ruhm in gleichem Grade gefeiert, obgleich der Eine dem eigenen, der Andere dem fremden Volke zugehört. Von diesem freimüthigen, wahren und kräftigen Sinne zeugen auch die Karrikaturen, eine eigenthümliche Erfindung der englischen Nation, um die Thorheiten des Zeitalters zu geißeln. Sie sind eigentlich in der Malerei dasjenige, was die Satyre in der Poesie ist. Hier in England bilden sie ein Volkstribunal, vor welches Jedermann sich stellen muß. Welch ein Volk, das sein Wort zum Richterstab, und seinen Pinsel zum rächenden Schwerte macht! Von allem diesem nun ist in Paris keine Spur zu finden. Der Despotismus hat alle Wahrheit verbannt; die unter diesem Volke auch nie aufkommen kann, weil, wenn der Despotismus verschwindet, die Etikette an seine

Stelle tritt, die nur Höflichkeit und Schminke verlangt. Ja die Natur des Franzosen ist sogar, unwahr gegen sich selber zu seyn.

Nicht minder auffallend ist die Verschiedenheit beider Völker, wenn man den literarischen und religiösen Zustand betrachtet. In Paris hat die Revolution und der Militär-Despotismus alle klassische Gelehrsamkeit verbannt. Mathematik und ein wenig Latein ist Alles, was in den Schulen gelernt wird. Wie groß die Unwissenheit dort in allen Ständen ist, beweiset die gänzliche Unkunde in Geographie und Geschichte, den zwei nothwendigsten Disciplinen des Lebens. Ich traf Geistliche an, die von einer Augsburgischen Confession nichts gehört hatten, und Frauenzimmer, die nicht wußten, daß die Oise in die Seine fließet. Kein wichtiges theologisches Werk ist seit funfzig Jahren erschienen. Mit Delille ist ihr letzter Dichter hingegangen. Die hohen und herrlichen Kunstwerke in dem Museum warten umsonst auf einen Winkelmann, der sie mit kritischem Scharfblick oder trunkener Begeisterung betrachtet. Die große Menge strömt staub-erregend durch die Säle, bloß um sich zu vergnügen; und von Zehntausenden weiß kein Einziger, was die Gruppe Laokoons bedeutet. Wie ganz anders fand ich's in London. Ich sahe auf dem brittischen Museum Frauenzimmer wohl eine Stun-

de lang vor einem naturhistorischen Kabinet verweilen, um sich zu unterrichten. In den Schulen wird das humanistische Studium bis zu dem Grade getrieben, daß man Griechisch schreiben und sprechen lernt. Man wies mir eine griechische Ode, die ein dortiger Studierender auf den Sieg von Paris gedichtet hatte. Die theologische Literatur wird sehr bereichert, indem die biblische Gesellschaft die Bibel in alle mögliche Sprachen übersetzen läßt. Auch werden Abdrücke von kostbaren Manuscripten gemacht, um den Ausländern das Reisen zu ersparen. An Umfang in der Gelehrsamkeit wird England nur von Deutschland übertroffen.

Was endlich den religiösen Zustand betrifft, so ist der Kontrast in beiden Hauptstädten noch größer. In Frankreich wird der Sonntag im eigentlichen Sinn entehrt und geschändet. Alle Buden stehen offen, und der Markt ist größer als an andern Tagen. Bei dem Gottesdienste gehen vier Aufseher mit einem Spieß in der Hand, den Huth auf dem Kopf — in den Gängen umher, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Alle Augenblicke stoßen sie mit dem Schaft auf die Erde, um Stille zu gebieten, welches die Störung noch vermehrt. Alle Laster sind an diesem Tage gleichsam privilegirt. Ganz anders in London. Hier ist der Sonntag ein heiliger und gefeierter Tag.

Nicht nur die Kirchen sind angefüllt, sondern man stößt sogar auf Geistliche, die in den Straßen eine Menge um sich versammlet haben, um ihre Andacht zu halten. Sang und Saitenspiel ist an diesem Tage verstummt. Demohngeachtet ist es nicht todt auf den Straßen. Man vergnügt sich durch Spazierengehen in dem James-Park, und durch gesellschaftliche Unterhaltungen in freundschaftlichen Zirkeln. Was die Londner durch ihre Missions- und Bibelgesellschaft wirken, dient zum Beweise ihrer ächten Religiösität. Selbst für Paris, sollte man es wohl denken, hatte ein Mitglied der biblischen Societät 1000 Pfund subscribirt, um dort das Neue Testament vertheilen zu lassen, und dies zur Zeit des Krieges zwischen beiden Nationen. Es ist ein großer Gedanke, zu dem sich diese Gesellschaft erhoben hat, ohne Rücksicht auf Volkszwist, auf Kirchenparthei, und auf Sprache — das Buch der Bücher an die große Menschenfamilie dieser Erde austheilen zu lassen. Wahrscheinlich steht in dieser Hinsicht ein moralischer Umschwung und eine herrliche Morgenröthe zu erwarten.

Brüssel, den 16. Jun. 1814.

Wie in Paris, also giebt es auch in London Merkwürdigkeiten, die sonst nirgends auf der Erde zu sehen sind. Zu diesen zähle ich ohne Be-

denken: das Parlament, die Westminster-Abtei, den Tower, das brittische Museum, die Schiffs-Station und die Börse. Wer diese Herrlichkeiten nicht gesehen hat, kann auch von der Größe der englischen Nation keinen anschaulichen Begriff haben.

1) Das Parlament hat kein prachtvolles und auffallendes Locale, aber es ist die Krone der englischen Freiheit und Selbstständigkeit. Man geht in das Unterhaus durch die große Westminster-Halle, einen Saal von 272 Fuß Länge und 90 Fuß Höhe, dessen Decke durch sich selbst ohne alle Pfeiler getragen wird. Das Unterhaus, dessen Fenster nach der Themse hinaus liegen, ist zwar nicht so groß, als Westminsterhall, aber mit sechs bis sieben Reihen gepolsterter Sitze zu beiden Seiten versehen. Ueber diesen befindet sich auf der rings umlaufenden Gallerie eine gleiche Anzahl amphitheatralischer Sitze. Die am Ende des Saals, den Fenstern gegen überstehende Gallerie ist den Zuschauern eingeräumt, und mit einem Pulpet zum Nachschreiben versehen. Unten steht ein grünbeschlagener Tisch mit den Reichs-Insignien, und vielen Bücherfolianten beladen, an dessen Ende gegen das Fenster die beiden Sekretairs mit schwarzen Mänteln und Allongen-Perrücken sitzen; hinter ihnen, noch näher den Fenstern, erhebt sich eine Tribune, wo der Sprecher, gleichfalls in Mantel und Staats-Perrücke seinen

Sitz hat. Die Parlaments-Herren sitzen zu beiden Seiten, doch also, daß die Mitglieder von der Oppositions Parthei zur Linken, und die von der königlichen Parthei dem Sprecher zur Rechten gestellt sind. Diese sind in ihrer gewöhnlichen Kleidung zugegen, und sitzen mit dem Hut auf dem Kopfe in ungezwungener Stellung. Wer etwas vorzutragen hat, tritt aus den Sitzen, entblößt den Kopf und stellt sich vor den Tisch, mit dem Gesichte nach dem Sprecher gewendet, und redet so laut, daß man jedes Wort nachschreiben kann. Er darf nicht unterbrochen werden, und wenn er mehrere Stunden lang fortredete. Nach der Beendigung seines Vortrages tritt der Gegner von der andern Seite gleichfalls an den Tisch, und hält die Gegenrede, welche bisweilen die Form des Gesprächs annimmt, wenn er dem Gegner Fragen zur Beantwortung vorlegt. Bei meiner Anwesenheit am 27sten Mai kam die Debatte über eine Geldbewilligung für den Lord Hill vor, der in den Grafenstand erhoben war. Man fing um sieben Uhr Abends an, und setzte die Sitzung bis tief in die Nacht fort. Bisweilen erhob sich der Sprecher von seinem Sitze, um einen streitigen Punkt zu berichtigen. Die Parlaments-Herren gingen während den Verhandlungen theilweise hinaus, um sich in den neben anstoßenden Zimmern durch Speise und Trank zu erfrischen.

Bei der Stimmensammlung dürfen die Zuschauer nicht mehr zugegen seyn, sondern müssen auf ein gegebenes Zeichen die Gallerie verlassen. Von dem Unterhause durch einen langen Gang getrennt, befindet sich das Oberhaus, ein Saal, der dieselbe Einrichtung hat, als der Erstere, aber prachtvoller geziert ist. Am äußersten Ende befindet sich der Thron des Königes, und zu beiden Seiten die Sitze der Prinzen, Bischöfe und Lords; welche Sitze mit rothem Scharlach beschlagen sind. In der Mitte des Saals, vor dem Throne, liegt ein großer Wollsack in rothen Scharlach gehüllt, nach Art der türkischen Kissen, auf der Erde, wo der Lord Ober-Richter sich hinsetzen muß; hinter ihm sitzen, gleichfalls auf Wollsäcken, die zwölf Groß-Richter des Königreichs. Die Sitzungen des Oberhauses sind nicht so häufig, als die des Unterhauses, und der König hält nur einige Male im Jahre eine Rede vom Throne herab. Sonst vertritt der Erzbischof von Canterbury und der Lord Schatzmeister seine Stelle, bei gewöhnlichen Geschäften.

2) Die Westminster-Abtei, ist gleichfalls nicht wegen ihrer Bauart oder Pracht, (denn die Kathedralkirche zu Rheims und der Dom zu Cöln, übertreffen sie bei weitem hierin), sondern wegen der herrlichen Denkmäler merkwürdig, die hier zu sehen sind. Die Grabmäler und Monumente von

Köni-

Königen, Staatsmännern, Helden, berühmten Künstlern, Gelehrten und andern ausgezeichneten Männern hat die dankbare Hand des Volks hier zur Bewunderung für die Nachwelt aufgestellt. Man wandelt mit einem Schauer von Ehrfurcht durch diese Hallen des Ruhms und der National-erkenntlichkeit dahin. Hier ruhen Heinrich VIII und Cromwell, hier Elisabeth und Maria Stuart, in ihren Grabmälern friedlich neben einander; hier sieht man das Denkmal eines Chatham und Burke, die Gruft von Pitt und Fox; dort die Monumente eines Casaubonus, Newton, Cowley, Milton und Shakes-peare, dort eines Seehelden Rodney, Vin-cent, Nelson und anderer. Welch ein Volk, das seine Künstler, Gelehrten und Helden würdi-get, neben den Königen zu ruhen! Die Westmin-ster-Kirche ist 360 Fuß lang, und im gothischen Styl gebaut. Der Theil, in welchem die Monu-mente stehen, ist sehr alt und soll im Jahre 612 von Sigbert, dem ersten sächsischen Könige, her-rühren, der die christliche Religion annahm. In dieser Kirche werden die Könige gekrönet. Man zeigt einen alten Sessel von Eduard I. auf einem Steine, der unter dem Haupte Jacobs des Patriarchen soll geruhet haben. Dieser alte Sessel dient zum Krönungs-Stuhl. Es sind in diesem Theile der Kirche gegen zwanzig Capellen,

worin die Merkwürdigkeiten stehen. Sehr auffallend und überraschend für den Fremden ist es, die Personen noch außerdem in Wachs gebildet, und mit denselben Kleidern angethan zu finden, die sie im Leben getragen. So sieht man die Königin Elisabeth in der Tracht der damaligen Zeit, den Lord Nelson mit demselben Rock und Degen, mit welchem er in der Schlacht bei Trafalgar fiel.

3) Der Tower ist die Vestung von London, welche die Themse beherrscht. Sie liegt auf dem linken Ufer des Stroms, dicht an der Ostseite der City oder Altstadt London. Ein breiter Graben trennt dieselbe von der Stadt, und macht sie gleichsam zur Insel. Wilhelm, der Eroberer, erbauete das alte Schloß mit dem weißen Thurm, (wovon der Name Tower geblieben ist) im Jahre 1079. Hier war lange Zeit die Wohnung der Könige. Itzt dient es zum Archiv der Reichs-Kleinodien, der Waffen, Münze u. s. w. Ich sahe hier eine Sammlung von wilden Thieren, Löwen, Tigern, Leoparden u. a.; ferner die Waffenrüstungen und Gewehre, welche den Spaniern auf ihrer unüberwindlichen Flotte, 1588 abgenommen worden; dann eine Menge geharnischter Reiter, die Könige von England vorstellend, mit denselben Harnischen, die sie getragen haben. Das Kostbarste aber, was gezeigt wird, sind die Reichs-

Insignien, welche hier aufbewahrt werden, nämlich eine Menge Kronen mit Diamanten und Edelsteinen, viele Zepter, goldnes Tafel-Service und andre Kostbarkeiten, die ein Erstaunen über den Reichthum Englands erregen. Auf einem anderen Flügel der Gebäude sind die Waffensäle befindlich, wo man durch große Straßen von englischen Gewehren geht, die in der zierlichsten Ordnung aufgestellt sind. In dem Erdgeschoß befindet sich das Arsenal der Artillerie, wo man Kanonen von allerlei Formen sieht. Der Tower dient auch außerdem zum Staatsgefängniß vornehmer Personen. Vor den Mauern an der Themse stehen zwölf große Kanonen, von welchen die Sieges-Nachrichten der Stadt angekündigt werden. Was die königlichen Insignien betrifft, so müssen sie bei jeder feierlichen Parlaments-Sitzung aus dem Tower in Prozession abgeholt, und wieder hingebracht werden.

4) Das brittische Museum enthält zwar nicht die Schätze der Kunst, welche das Pariser Museum aufzuweisen hat, dagegen andere Merkwürdigkeiten, die nirgends in Europa zu sehen sind. Dahin gehören: die amerikanischen Götzen, Waffen der Indianer, Kleidungsstücke und Werkzeuge der Südsee-Bewohner, Neuholländer und anderer Völker; wo man mit Staunen den Witz und die Erfindungsgabe jener wilden Nationen,

sich Geräthschaften zu verfertigen, bewundert. Ganz vorzüglich ist das naturhistorische Kabinet, und besonders die Sammlung von Edelsteinen, Diamanten, Rubinen, Smaragden, Achaten, Jaspissen und andern Mineralien, die viele Millionen Pfund Sterlinge an Werth geschätzt werden. Auch die Manuscripten-Sammlung ist sehr ansehnlich. Hier sah ich den Alexandrinischen Codex, die vier Evangelien in chinesischer Sprache, die Schriften der Hindus in der Sanscrittsprache u. a. Der Aufseher der Bibliothek, Herr Planta, ein humaner und gefälliger Mann, welcher Deutsch spricht, zeigte mir mit der größten Bereitwilligkeit die Schätze der Bibliothek, die eigentlich aus neun bis zehn andern Bibliotheken zusammengeflossen sind. In den Sälen des Erdgeschosses stehen die Alterthümer der Kunst, nämlich ägyptische, römische und hetruskische Denkmäler, die in Paris nicht zu sehen sind.

5) Die Schiffe auf der Themse, einen unabsehlichen Wald von Masten, vier bis fünf englische Meilen weit, von der Londner Brücke oder vom Monument herab, zu sehen, ist ohnstreitig das erhabenste Schauspiel, was ein Auge genießen kann. Die Zahl der Schiffe steigt zu fünf bis sechstausend hinan, welche hier gewöhnlich liegen; es wehen die Flaggen von allen Nationen, mit Waaren aus allen Welttheilen zu diesen Ufern

her. Da keine Seitenbrücken oder Quais in London statt finden, so geschieht das Einladen und Ausladen der Waaren durch Böte und Praamen, die hin und herfahren. Hier sieht man über 300,000 Menschen auf dem Wasser, und den Schiffwerften in voller Bewegung und Thätigkeit. Welch ein anderes Leben und Treiben ist dieses gegen jenes im Palais royal zu Paris! Hier bekömmt man eine Idee von Handel und Handelstadt! Was war Tyrus und Karthago gegen London zu jener Zeit, da Amerika und die Hälfte unsers Erdbodens noch nicht entdeckt war? Sonderbar ist der Anblick, wenn ein großer Theil dieser Schiffe zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen steht. Man fürchtet, der Strom werde ganz austrocknen, aber kaum hat dieser Zustand drei Stunden gedauert, so kommt das Wasser mit Brausen zurück, hebt alles wieder empor, und stürzt sich schäumend durch die Pfeiler der Brücke.

6) Eben so interessant ist es, auf der Börse von London, das Gewühl von allen Nationen des Erdbodens zu betrachten. Menschen von allen Farben und allen Sprachen, Europäer, Amerikaner, Neger, olivenfarbige und kupferbraune, in ihren verschiedenen Nationaltrachten, strömen zu diesem Mittelpunkte der Stadt her. Die Börse ist ein Meisterwerk der Baukunst, und das größte Gebäude in London, was 50,000 Pfund gekostet

hat. Es ist ein Viereck mit Bogengängen an den vier Seiten, um die Versammlung vor Regen und Sonnenschein zu schützen. In der Mitte befindet sich ein offener Platz, auf welchem die Statüe Carls II. aus weißem Marmor verfertigt, stehet. Auf dem einen Flügel ist ein hoher Thurm mit einem Glockenspiel; auf dem andern gegenüberstehenden Flügel im zweiten Geschoß befindet sich Lloyds Kaffeehaus, wo sich die Assuradeurs versammeln, um Kontrakte zu schließen. Zu dem Ende sind eine Reihe kleiner Tische an den Seiten vorhanden, wo sich zwei und zwei gegen über niedersetzen können. Man ist sehr getäuscht, hier statt eines Kaffeehauses (wenn man es nicht vorher gewußt) einen Geschäfts Saal anzutreffen, der zu allen Zeiten einem Wirthe obigen Namens gehört hat. Neben der Börse befindet sich die große Bank von London, ein prachtvolles Gebäude, in dessen Innern heil Stille und Arbeit herrscht. Nicht weit hievon ist auch der Pallast des Lord Major, und ein anderer Guild-Hall genannt, wo er seine Gastmahle giebt. Sehr sehenswerth, außer obigen Merkwürdigkeiten, ist noch die Paulskirche, die 1675 von Wren erbauet worden. Merkwürdig ist die Inschrift auf den Erbauer, in der Kirche: „Wandrer, willst du mein Denkmal sehen, blicke hinauf!" In dieser Kirche sind auch einige Grabmäler berühmter Personen

vorhanden. Sie soll nach der Peterskirche in Rom die größte in Europa seyn. Nicht weit von der Londner Brücke stehet eine dorische Säule von zweihundert Fuß Höhe und funfzehn Fuß im Durchmesser, welche das Monument genannt wird. Auf einer Treppe von schwarzen Marmorsteinen steigt man zur Gallerie hinauf, von welcher man den größten Theil der Stadt und der Schiffe übersehen kann, wenn nicht zu starker Nebel oder Kohlendampf statt findet. Sie wurde zum Gedächtniß der großen Feuersbrunst erbaut, die im Jahre 1666 über 13,000 Häuser in Asche verwandelte. Wunderwerke der Baukunst sind auch die drei Brücken Londons, deren Bogen von riesenhaftem Gestein so hoch sind, daß Schiffe durchsegeln können. Es wird noch eine vierte Brücke itzt am Savoy-Strand gebauet, um die Vorstadt Southwark, gleich den drei andern, mit den beiden Städten City und Westminster zu verbinden. Eine große Anmuth gewährt es dem Fremden, hier häufig auf grünbepflanzte, viereckige Plätze zu stoßen, die man Squares nennt. Der St. James-Park, in Westerminster, ist ein großer Platz mit Bäumen und grünen Wiesen, auf denen das Vieh weidet. Man ist hier, mitten in der Stadt, wie in einer ländlichen Natur, und kann die frische Milch von den weidenden Kühen genießen. Weiter hinaus nach Westen

stößt der Hyde-Park an, mit Seen, Lustwäldern, Herdeplätzen ꝛc. abwechselnd, wo die vornehmen Equipagen, um drei Uhr Nachmittags, als der Londner Morgenzeit, zu Tausenden hinrollen. London zählt gegen fünfhundert Kirchen, Kapellen und Bethäuser, in welchen ich verschiedenen Gottesdiensten beigewohnt habe; z. E. dem der Quäcker: Die Männer saßen auf einer, die Weiber auf der andern Seite in einer heiligen Stille, ohne aufzüsehen. Als diese Stille eine Stunde gewährt hatte, erhob sich eine Frau aus der Mitte, und sprach mit solcher Rührung und Begeisterung, daß es einem Jeden durch die Seele ging. Ich habe nie eine größere Andacht gesehen. In einer bischöflichen Kirche hörte ich, Abends um sieben Uhr, den berühmten Wilson predigen, der auswendig und mit großer Beredsamkeit sprach, wiewohl er sein Conzept vor sich hatte. Einem alten Gesetze zu Folge, muß jeder Geistliche in England, alles was er sagt, niederschreiben, um bei gerichtlicher Belangung etwa sich legitimiren zu können. Zwei Stücke haben mir in der bischöflichen Kirche sehr gefallen, nämlich, daß das Gebet von der ganzen Gemeinde gesprochen wird, und daß die Bibel in einem Jahre durchgelesen werden muß. Wie heilsam wäre es, beides in unsern protestantischen Kirchen einzuführen! Auffallend war es mir, daß nach dem Schlusse der

Predigt (die ein und eine halbe Stunde gewährt hatte), Alles ohne Gebet und Gesang davon ging; die Predigt wird hier als das letzte Stück des Gottesdienstes betrachtet. Es giebt in London sechs deutsche protestantische Gemeinden, in denen große Religiosität herrscht. Mit großer Freude nahm ich die angefüllten Kirchen wahr, da ich in der Savoy- und in der Georgs Kirche predigte. Die Communion war sehr zahlreich. Pastor Steinkopf, als Secretair der biblischen Societät, ein überaus thätiger Mann, hat sehr viel Verdienst um die Bibelausbreitung. Ich verdanke als Fremdling ihm und seiner gebildeten Gattin viele Gefälligkeiten. In der Familie Kohlbeck, bei Leicestersquare, wo ich wohnte, genoß ich eine zuvorkommende Aufnahme, die mir stets unvergeßlich seyn wird. Dr. Schwabe, an der Georgskirche, macht sich um die Schulanstalten sehr verdient. Sir Joseph Banks ist äußerst schwach, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Nachdem ich von dem preußischen Gesandten, Baron Jacobi Klöst, der ein Muster von Humanität ist, einen Rückpaß erhalten, und noch zuvor die Hogarthische Gemäldesammlung besehen hatte, reiste ich am 3ten Juni von London ab, mit einem Gefühl der Wehmuth, als verließ ich mein eigenes Vaterland. Mit dem beständigen Kohlendampfe, der Theurung, und dem etwas eigennützi-

gen Charakter der Engländer, hatte ich mich schon ausgesöhnt. Sehr wahr fand ich indeß Schillers Worte: „Bei der Themse, auf dem Markt der Welt, herrscht der Erde Gott — das Geld.“ Die kleinste Merkwürdigkeit, die man sehen will, muß man besonders bezahlen; sogar für Aufbewahrung des Regenschirms wurden mir im Museum zwei Schill. abgefordert, obgleich ich keinen mitgebracht hatte; da half aber keine Entschuldigung. Gott segne die Gewinnsucht der Engländer! Sie thun mit ihrem Gelde doch viel Gutes. Meine Rückreise ging über Dünkirchen und Lille zur Armee. In Dünkirchen, wo der Ueberrest der Boulogner Flotte stand, sah ich noch die innere Structur eines Linienschiffs. Es lagen auch fünf Fregatten an der Schiffswerft, nebst vielen Kauffarthei-Schiffen, unter andern auch aus Königsberg. Welch eine Wunderwelt ist ein Kriegsschiff — dieser schwimmende Tower, mit dem Triumph menschlicher Erfindung, Pulver und Geschütz beladen! Wie würde der vielerfahrne Ulysses, einstweilen auch Admiral vor Troja, in Erstaunen gerathen, wenn er die englische Kriegsflotte, ein zweites London — auf dem Meere schwimmen sähe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen des Jahres 1813 und 1814 aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen in dem preußischen Heere ; nebst einer Beschreibung der Schlachten, von welchen der Verfasser Augenzeuge war

Berlin 1814

Bibl.Mont. 1798-69,1/3#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10717893-2